



Gazette

Willkommen zur ersten GOLKONDA GAZETTE, dem Newsletter des Golkonda-Verlages. Wir möchten Sie regelmäßig über unser Programm informieren, Hintergrundinformationen bieten und die eine oder andere Story und den einen oder anderen Artikel zu einschlägigen Themen »abdrucken«.

Von wegen »abdrucken«: Der Vorteil eines elektronischen Newsletters ist natürlich, dass sein Versand keine Kosten verursacht, er in beliebiger Auflage verbreitet werden kann und seinem Umfang keine Grenzen gesetzt sind. Tja, und vor lauter Begeisterung über diese Möglichkeiten hat sich unsere erste Ausgabe fast schon zu einem kleinen Magazin gemauert.

Wir hoffen, Ihnen gefällt diese Mischung und Sie verstehen die GAZETTE als Versuch, nicht nur für unsere Bücher zu werben, sondern auch darüber hinaus zu informieren und zu unterhalten – je nach Vorlieben und Bedarf. Für konstruktive Änderungsvorschläge sind wir offen, sofern sie im Rahmen unserer Möglichkeiten und Absichten liegen.

Ein Verlag namens Golkonda

»Der Golkonda-Verlag wurde am 1. Januar 2010 gegründet, um verschiedene Projekte, deren Verwirklichung uns ein leidenschaftliches Anliegen ist, unter einem Dach zu vereinen.« So steht es auf der Eingangsseite unserer Homepage. Was können Sie also erwarten?

Ein Schwerpunkt ist die große **Strugatzki-Edition**, die in den nächsten Jahren in limitierter Auflage und parallel zu den Taschenbüchern bei Heyne erscheinen wird. Außerdem liefern wir, noch vor dem ersten Band der Strugatzki-Ausgabe, den zweiten Roman von **Hal Duncan** aus. *Signum* ist die direkte Fortsetzung von *Vellum* und schließt DAS EWIGE STUNDENBUCH ab.

Darüber hinaus werden wir im Herbst eine Paperback-Reihe starten, die sich zwar auf kein bestimmtes Genre beschränken, aber durchaus einen Schwerpunkt auf die Science Fiction legen wird. In loser Folge sollen kleine, sorgfältig ausgewählte Einzelbände erscheinen, die deutschsprachigen Lesern die besten Erzählungen von – in erster Linie angloamerikanischen – SF-Autoren präsentieren, die bisher noch kaum übersetzt sind. Den Anfang wird dabei *Wir waren außer uns vor Glück* von **David Marusek** machen.

Aber nicht nur dem »Cutting Edge«, den Wegbereitern der SF wenden wir uns zu, wir wissen auch Traditionen zu würdigen. Mit zwei Sammelbänden, die bisher noch nicht übersetzte CAPTAIN FUTURE-Geschichten von SF-Altmeister **Edmond Hamilton** enthalten werden, erweisen wir der Pulp Fiction unsere Referenz.

Ausgesprochen glücklich sind wir, zwei Autoren in unserem Pro-

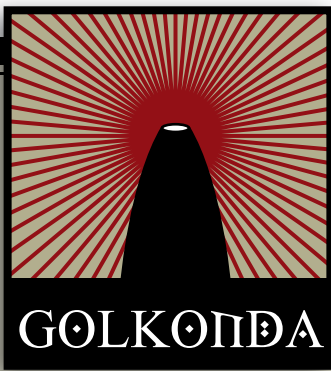
gramm zu haben, die es wie nur wenige verstehen, literarischen Anspruch mit erstklassigem Entertainment zu verbinden. **Tobias O. Meißner** hat seine Fans ebenso im deutschen Feuilleton wie unter leidenschaftlichen Fantasy-Lesern. Mit *HalbEngel*, erstmals 1999 erschienen, hat er einen Musiker-Roman geschrieben, der hierzulande seinesgleichen sucht. Und last not least **Joe R. Lansdale**, der seiner Heimat Texas mit *Sunset and Sawdust* sowohl ein Denkmal gesetzt wie eine Backpfeife versetzt hat. Unter dem Titel *Kahlschlag* legen wir diesen, vielleicht seinen besten Roman als deutsche Erstausgabe vor.

Viel Spaß beim Lesen und Entdecken wünscht

Ihr Golkonda-Team

Inhalt

Editorial	Seite 01
Dmitry Glukhovsky, Die Brüder Strugatzki	Seite 02
Die Strugatzki-Werkausgabe	Seite 06
Erik Simon, Arkadi & Boris Strugatzki	Seite 08
Hans-Peter Neumann, Strugatzki-Bibliographie	Seite 19
Das Paperback-Programm Herbst 2010	Seite 32
Hal Duncan, Im Ghetto	Seite 34
Maureen F. McHugh, Der Preis der Weisheit	Seite 41
Impressum	Seite 66



Gazette

DMITRY GLUKHOVSKY

Die Brüder Strugatzki

Der Stellenwert der Brüder Strugatzki innerhalb der russischen Literatur ist ebenso überwältigend wie ihr Einfluss auf nachkommende Schriftstellergenerationen. Dmitry Glukhovsky, mit seinen beiden Romanen *Metro 2033* und *Metro 2034* auf allen internationalen Bestsellerlisten vertreten, erweist den Großmeistern der russischen Phantastik seine Referenz.

Ich bin mit Arkadi und Boris Strugatzki groß geworden.

Als Kind, als Mensch überhaupt – und auch als Autor. Ungefähr mit neun Jahren habe ich begonnen, ihre Bücher zu lesen. Ich habe sie alle gelesen, jedes viele Male, habe sie mir immer wieder vorgenommen – wenn es mir schlecht ging, wenn ich mich einsam fühlte, wenn mir langweilig war, wenn ich mit jemandem reden und von jemandem lernen wollte, der unendlich viel klüger und subtiler war.

Daran ist nichts Außergewöhnliches. Ich bin jetzt dreißig, und die Strugatzkis las jeder meiner Klassenkameraden, jeder meiner Kommilitonen; schon unsere Eltern hatten die Strugatzkis verschlungen; heute lesen die Strugatzkis die Fünftklässler und die Studenten an der Universität. Die Auflage ihrer Bücher allein in russischer Sprache nähert sich fünfzig Millionen, Übersetzungen sind in über dreißig Sprachen erschienen. Die Strugatzkis haben zahllose Fanclubs und Hunderte von Nachahmern; in den Welten, die sie in ihren Büchern erschaffen haben, sind Dutzende Romane anderer Autoren angesiedelt. Von den Büchern der Strugatzkis trennt man sich nicht – sie bleiben in dir, und du bleibst in ihnen, um gemeinsam mit ihren Helden zu leben, zu kämpfen, zu suchen, zu lieben.

Der Form nach sind Arkadi und Boris Strugatzki natürlich Science-Fiction-Autoren. Doch meiner Ansicht nach – und Millionen andere Bewunderer ihres Werks werden mir zustimmen – sind sie richtige Schriftsteller ohne Wenn und Aber. Facettenreiche, ernsthafte, subtile, ungewöhnliche und sehr kraftvolle Schriftsteller.

In Russland – wie wohl in der ganzen Welt – wird die Science Fiction traditionell zur Trivilliteratur gezählt. Die Kritik ignoriert

Neuerscheinungen in diesem Genre, Science-Fiction-Romane gewinnen keine angesehenen Preise, man widmet ihnen keine Kolumnen in den Morgenzeitungen, und die Wochenblätter machen keine Interviews mit den Autoren. Vielleicht liegt das daran, dass man glaubt, die Anhänger dieses Genres wüssten sprachliche Feinheiten nicht zu schätzen, interessierten sich nicht für das tiefgründige Ausloten von Charakteren, könnten den Details der philosophischen Konstruktion eines Autors nicht folgen – was ein Science-Fiction-Leser vor allem verlange, seien Unterhaltung und Action.

Daran mag das eine oder andere stimmen, das eine oder andere ein Vorurteil sein, die sowjetische Science Fiction allerdings – nicht die neue russische, sondern eben die sowjetische – war ein in der Literaturwelt absolut einmaliges Phänomen. »Wir sind geboren, um das Märchen wahr zu machen«, heißt es in einem berühmten sowjetischen Lied, und der Science Fiction war in der UdSSR in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle zugeordnet: Ihre Romane sollten dem »Homo sovieticus« seine glückliche Zukunft zeigen. Nachdem sie alle Kreise der Zensur und Abgleichungen durchlaufen hatten, waren die Science-Fiction-Bücher just jene Märchen, die der Staat vorgeblich wahr zu machen gedachte. In einem Land, in dem der Staat für alles verantwortlich ist und jedes gedruckte Buch absegnet, *muss* die Zukunft licht und glücklich sein. Denn jedes düstere Zukunftsszenario würde ja voraussetzen, dass schon heute Fehler möglich sind, dass die Grundlagen für die künftige Katastrophe schon heute gelegt werden – doch das System wollte als unfehlbar erscheinen.

Die sowjetische Science Fiction sollte nicht unterhalten und nicht warnen wie die westliche. Ganz im Gegenteil: Sie war berufen, die Richtung zu weisen, Versprechungen zu machen. Sie sollte Bilder von der Gesellschaft der Zukunft zeichnen als einer gerechten Ordnung, die aus lauter klugen, ehrlichen und gütigen Menschen besteht, uneigennützig, ausschließlich befasst mit Forschung und Schöpfertum.

Die ersten Bücher der Brüder Strugatzki passten genau in dieses Schema. »Der Weg zur Amalthea«, *Praktikanten, Mittag, 22. Jahrhundert* – das ist typisch sowjetisches Heldenpathos unter phantastischen Umständen, der Mensch im Konflikt mit den Naturgewalten. Diese Romane wurden um 1960 herum geschrieben: das Chruschtschowsche Tauwetter, die Verheißung, in absehbarer Zukunft den Kommunismus zu erreichen, die Vorahnung von Jurij Gagarins Weltraumflug – des ersten in der Geschichte der Menschheit – und das Nachdenken über seine Folgen. Es war die Periode der kommunistischen Romantik.

Dann jedoch lässt die Begeisterung allmählich nach. Anfang der 1960er Jahre sahen die Strugatzkis Stanley Kramers Film *Das letzte Ufer* nach dem gleichnamigen Roman von Nevil Shute, der von den Folgen eines Atomkriegs erzählt. In einem Interview hat Boris Strugatzki bekannt, dass der Film seinen Bruder und ihn damals tief beeindruckt hatte; ihr erster impulsiver Wunsch sei es gewesen, den Militärs, die das Land und die Welt in einen Rüstungswettlauf trieben, so richtig »die Fresse zu polieren«. Sie wollten einen eigenen postapokalyptischen Roman schreiben, doch für solche Literatur war in der UdSSR kein Platz. Ihre Idee konnten sie – sehr weit vom ursprünglichen Vorhaben entfernt – nur in *Der ferne Regenbogen* verwirklichen: Auf einem abgelegenen Planeten führen wissenschaftliche Experimente zu einer globalen Katastrophe; alle Erdenmenschen, die sich auf dem Planeten befinden, sind zum Untergang verurteilt.

Das kommunistische »Missionieren« der UdSSR in Ländern der Dritten Welt, in Afrika und Asien während der 1960er Jahre fand seinen Widerhall in dem Roman *Es ist schwer, ein Gott zu sein*: Der Held versucht, einem Planeten, dessen Bewohner sich in einem finsternen Mittelalter befinden, die Zivilisation zu bringen – und nimmt selbst die örtlichen Sitten an. Die Strugatzkis fragen sowohl sich selbst als auch die Leser, ob man Zivilisationsprozesse wirklich beschleunigen kann. Soll man sich überhaupt in die Gesellschaftsordnung, in die Kultur und die Geschichte anderer Völker einmischen? Das war eine der ersten Gelegenheiten, bei der diese Frage »denen da oben« gestellt wurde.

1965 folgte ein scheinbar völlig unschuldiger Roman: *Der Montag fängt am Samstag an*. Ein Zaubermärchen über die Romantik der sowjetischen Wissenschaft, ein liebenswertes Buch, ohne jede Düsternis, geradezu utopisch. Ich habe es als Kind mit großem Vergnügen immer wieder gelesen, eben als Märchen. Erst viel später habe ich verstanden, dass die Strugatzkis, die eine immer engagiertere, immer *politischere* Position einnahmen, darin in Wahrheit von der Konfrontation der seriösen sowjetischen Wissenschaftler mit den wissenschaftlichen Scharlatanen erzählten – ein Reflex auf den bizarren »Krieg«, den Trofim Lyssenko, ein Günstling Stalins, gegen die Erkenntnisse der Genetik führte.

Mit jedem neuen Werk der Strugatzkis wird in dieser Zeit sichtbar, wie die Autoren immer weniger an die von ihnen und anderen erfundene »lichte Zukunft« glauben; wie ihnen klar wird, dass die Fehler im System niemals eine Verwirklichung der idealistischen Szenarien erlauben werden. Und so entwerfen sie 1965 zum ersten Mal ein beinahe antiutopisches Sujet – der Roman *Die gierigen Dinge des Jahrhunderts*. In diesem Zukunftsmodell gibt es keinen allgemeinen Wohlstand, nichts von der lichten, freien und gerechten idealkommunistischen Gesellschaft. Stattdessen: eine Konsumgesellschaft, leicht zugängliche Drogen, blindwütige Massenekstasen, eine Ideologie der Zerstreung anstelle von Ideen und Geist. Scheinbar entlarven die Strugatzkis hier den Westen, und der Roman wird veröffentlicht – doch tatsächlich schildern sie, durchaus prophetisch, die Zukunft Russlands.

Schritt für Schritt wird die Prosa der Brüder Strugatzki erwachsener, härter. Die theoretischen moralischen Dilemmata, mit denen sich der glückliche Mensch der Zukunft konfrontiert sehen könnte, weichen den verkappten, aber klar erkennbaren Realien des sowjetischen Lebens. Die Themen der neuen Bücher sind die Geheimpolizei, die totale Bürokratie, die persönliche Freiheit.

»In Russland ist ein Dichter mehr als ein Dichter.« Dieser Vers Jewgeni Jewtuschenkos, der von der Mission und der Rolle des literarischen Talents in unserem über Jahrhunderte unfreien Land sprach, vom Recht und der Pflicht der schöpferischen Persönlichkeit, gegen die Verknöcherung des Systems, gegen Totalitarismus und Ungerechtigkeit zu kämpfen, dieser Vers kann in Bezug auf Arkadi und Boris Strugatzki umgeformt werden: »In der UdSSR ist ein Science-Fiction-Autor mehr als ein Science-Fiction-Autor.«

In einem Land, in dem jede Kritik an den Machthabern und den bestehenden politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Zuständen verboten ist, in dem jede »ernste« Literatur dazu verurteilt ist, das System zu verherrlichen, sind winzige Enthüllungen und



Nadelstiche nur in der Phantastik möglich. Eben weil es dabei vorgeblich nicht um uns geht, nicht uns angeht. Eben weil es ein vermeintlich unerntes Genre ist.

Hat jemand, von dem Prophezeiungen über die Zukunft erwartet werden, das Recht, sich und andere zu belügen? Darf er auf die Gelegenheit verzichten, gegenüber denen, die ihm glauben und ihm aufmerksam zuhören, den wahren Stand der Dinge wenigstens anzudeuten?

Das Märchen von der Troika, 1968 erschienen, formal eine Fortsetzung zu *Der Montag fängt am Samstag an*, zeigt sich als unerwartet harte Satire, die die verknöcherte Sowjetbürokratie entlarvt, ja beinahe direkt Breschnew und seine Umgebung parodiert. *Die bewohnte Insel* aus dem Jahre 1969 schildert eine Welt, in der die Bevölkerung eines feudal-faschistischen Staates durch eine besondere Strahlung in einen zombiehaften Zustand versetzt wird (ist das nicht die reinste Allegorie auf das Propagandafernsehen?), während eine Minderheit, die auf die Strahlung nicht anspricht, teils das Land regiert, teils brutal verfolgt wird – mitsamt den Arbeitslagern und den todgeweihten Strafbataillonen ...

Das System lief gegen die neuen Bücher der Strugatzkis Sturm. Ihre Texte wurden von der Zensur verstümmelt, man verlangte von ihnen, die Romane von noch so kleinen Anspielungen auf die UdSSR zu säubern, man mäkelte an den Handlungsorten, den Namen fiktiver Organisationen herum, man änderte den Handlungsverlauf. Das Redaktionskollegium der Zeitschrift ANGARA, die es als erste gewagt hatte, *Das Märchen von der Troika* zu drucken, wurde kollektiv entlassen, der Roman bis zur Perestroika nicht mehr gedruckt. Und das spätere Kultbuch *Picknick am Wegesrand*, nach dem Andrej Tarkowski seinen Film *Stalker* drehte, wartete ganze elf Jahre auf die Veröffentlichung.

Doch selbst in der von der Zensur kastrierten Form blieben die Romane der Brüder Strugatzki schärfer als alle – zumindest als die meisten – anderen Texte, deren Veröffentlichung erlaubt wurde. Jedes neue Buch traf zielsicher wieder einen Nerv der Gesellschaft und des Systems, rief in den Küchen von Millionen Wohnungen stürmische Diskussionen hervor, führte zu wütenden Verrissen in der staatlichen Presse. Allen war klar, dass sich in den Texten der Strugatzkis – ganz nach Puschkins Wort, wonach das Märchen Lüge ist, aber eine nützliche Lehre enthält – hinter den Abenteuern der Helden noch andere Bedeutungsschichten verbargen, dass ihre scheinbar phantastischen Romane mehr Wahrheit über das Leben in der Sowjetgesellschaft enthielten als Zeitungsartikel und Fernsehreportagen. Die Romane von Arkadi und Boris Strugatzki

lösten Diskussionen in einem Land aus, in dem es keine geteilten Meinungen geben durfte, und es ist keine Übertreibung, wenn man ihren Einfluss auf das Denken der Menschen mit dem Einfluss solcher Titanen wie Alexander Solschenizyn gleichsetzt. Mit einem entscheidenden Unterschied: Während die Texte Solschenizyns über Jahrzehnte einem engen Kreis von dissidierenden Wagehalsen vorbehalten blieben, die einander handgefertigte Abschriften übergaben, erschienen und verkauften sich die Bücher der Strugatzkis weiterhin in atemberaubend hohen Auflagen. Denn sie gerieten nie ins Moralisieren, in trockene Didaktik, sie lehrten nicht, wie man leben, was man tun sollte, sie schnitten nur auf elegante Weise Themen an, die als tabu galten, zeigten, dass auch in einem Land, in dem man an nichts zweifeln darf, Zweifel unerlässlich ist. Jeder denkende Mensch in unserem Land mit seinem komplizierten Schicksal, mit dem ewigen Konflikt zwischen Individuum und System, zwischen Volk und Staat – und erst recht ein Mensch, der Macht über das Denken anderer hat – muss zweifeln. Er muss für die Freiheit einstehen, muss mutig genug sein, eine eigene Meinung zu haben und sie zu vertreten.

Es ist bemerkenswert, dass Boris Strugatzki 2009 – Arkadi, der ältere Bruder, starb 1991 – einen Briefwechsel mit dem Häftling Michail Chodorkowski begann, einst der an Geld und Einfluss reichste Geschäftsmann Russlands und nun der einzige – oder zumindest der bedeutendste – politische Gefangene. Chodorkowski, der nach offiziellen Angaben für Steuervergehen im Gefängnis sitzt, tatsächlich aber, weil er sich Wladimir Putin entgegenstellte, ist nach wie vor eine Schlüsselfigur der schwächlichen russischen Opposition. Der Briefwechsel beginnt mit einer Prognose der Zukunft der Menschheit – Chodorkowski, den ehemaligen Erdölmagnaten, interessiert die Ansicht des Science-Fiction-Autors zu Energieversorgung, den begrenzten Ressourcen des Planeten und den Möglichkeiten neuer globaler Konflikte – und kommt dann zwangsläufig zum Zustand der gegenwärtigen russischen Gesellschaft. Und wieder werden Unfreiheit, die Konfrontation mit den Machthabern und das Schicksal Russlands für Boris Strugatzki zum aktuellen Thema; die Briefpartner sehen Parallelen zwischen der gegenwärtigen Situation und den Zuständen, als das Land noch UdSSR hieß. Die Härte der Strafe und die Unversöhnlichkeit der Machthaber gegenüber dem längst nicht mehr gefährlichen Chodorkowski sprechen dafür, dass man ihn nach wie vor als Bedrohung empfindet – und genau darum ist im Verhalten Boris Strugatzkis, der sowohl die Briefe des ehemaligen Oligarchen beantwortet als auch einer Publikation des Briefwechsels zugestimmt hat, eine öffentliche Stellungnahme zu sehen. Ein

denkender Mensch hat eben in unserem Land die Pflicht, an allem zu zweifeln, ganz besonders an den Handlungen der Mächtigen.

Für diese Prinzipienfestigkeit, diesen Mut kann man die Strugatzkis achten und schätzen. Doch die Liebe, die ihnen die Leser in Russland entgegenbringen, erklärt sich dadurch noch nicht. Jedes Buch von Arkadi und Boris Strugatzki ist vor allem eine ungeheuer spannende Lektüre. Die Handlung fesselt von den ersten Seiten an und hält die Spannung bis zum Schluss. In die Protagonisten verliebt man sich – oder man beginnt sie zu hassen –, ganz als wären es lebendige Menschen. Die Welten der Strugatzkis sind von Anfang an glaubwürdig. Sie finden immer solche Helden, solche Umstände, eine solche Sprache, dass sich die moralischen, philosophischen, politischen Fragen, die sie als Schriftsteller umtreiben, ganz natürlich ergeben, ein absolut lebendiger, harmonischer Bestandteil des Erzählten sind.

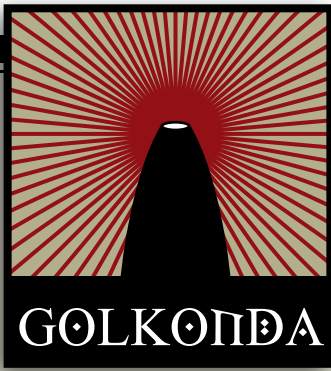
Einmalig ist an ihren Büchern auch, dass sie einander ganz unähnlich sind. Die Strugatzkis entwickelten sich ständig weiter, allein im Laufe der 1960er Jahre haben sich ihr Stil und ihre Philosophie grundlegend verändert, ihre Könnerschaft nahm explosionsartig zu, und sie kehrten nur selten zu schon behandelten Themen zurück: von den naiv-romantischen *Praktikanten* hin zu dem bitteren, nachdenklichen Roman *Das Experiment* (der erst 1989 veröffentlicht werden konnte), in dem das, was in der UdSSR vorgeht, als Experiment an lebenden Menschen beschrieben wird, ein Experiment, von dem man nicht mehr weiß, wer es wann und zu welchem Zweck begonnen hat, das aber dennoch einfach weiterläuft, auch wenn die Experimentatoren das Interesse an den Versuchspersonen längst verloren und sie ihrem Schicksal überlassen haben, ja wenn diese Experimentatoren nicht vielleicht überhaupt ausgestorben sind.

Dieser Wille zur unablässigen Veränderung ist selten in der Literatur. Das Publikum erwartet schließlich, dass man die Werke, die gefallen haben, immer wiederholt, es stimmt mit dem Geldbeutel über das Einhalten der einmal eingeschlagenen Richtung ab, bestraft Abweichungen unerbittlich. Doch auch wenn in der UdSSR keine kommerziellen Mechanismen am Werke waren – alle, also auch die künstlerische Intelligenz, wurden vom Staat ernährt, und wer auf materielle Vorteile aus war, brauchte nur in die Partei einzutreten und die Subordination einzuhalten –, so ging es den Strugatzkis um etwas ganz anderes: Sie befanden sich selbst auf der Suche – nach Antworten auf die ständig wachsenden Fragen an das System, an die Menschheit, an den einzelnen Menschen.

Aus irgendeinem Grund glaubt man – ich sagte es bereits –, dass die Science Fiction keine richtige ernsthafte Literatur ist. Zugegeben, das trifft auf die zu reinen Unterhaltungszwecken geschriebene Science Fiction bestimmt zu, aber eines weiß ich: Im letzten Jahrhundert gab es in der sowjetischen Literatur nur sehr wenig, das sich mit der Science Fiction der Brüder Strugatzki messen konnte, was die Zuneigung der Leser, den Einfluss auf das kritische Denken, die Allgemeingültigkeit und die Tiefenwirkung angeht. Die Strugatzkis sind einer der wichtigsten Bestandteile im kulturellen Code des sowjetischen und russischen Menschen. Man braucht sie nur zu lesen, um zu verstehen, wie und wofür wir lebten, um sich klar zu machen, was wir heute sind.

Die Strugatzkis – das ist kraftvolle, talentierte, *ernsthafte* Literatur. Das ist wahre lebendige Klassik. Das sind galaktische Sterne von der Größenordnung eines Ray Bradbury oder eines Kurt Vonnegut, glauben Sie mir. Sie konnten sie bei sich auf der westlichen Hemisphäre nur nicht so gut sehen.





Gazette

Arkadi & Boris Strugatzki – Gesammelte Werke

Herausgegeben von Sascha Mamczak & Erik Simon

»Das Werk von Boris und Arkadi Strugatzki gehört zum festen Bestandteil der Weltliteratur!«
[Frankfurter Allgemeine Zeitung]

Erstmals werden die Großmeister der russischen Phantastik mit einer angemessenen deutschsprachigen Edition gewürdigt. Im Golkonda Verlag wird, als Lizenzausgabe und terminlich in etwa parallel zur Taschenbuchausgabe des Heyne Verlags, eine limitierte Liebhaberedition erscheinen.

Für die große Strugatzki-Werkausgabe werden alle Texte durchgesehen und mit den neuen, ungekürzten russischen Gesamtausgaben abgeglichen. Die Übersetzungen werden vervollständigt und grundlegend überarbeitet. Darüber hinaus wird die Ausgabe bisher noch nicht auf Deutsch erschienene Texte enthalten. Die einzelnen Bände werden durch einen Kommentar und ein Nachwort erschlossen.

Die Liebhaberausgabe ist auf 222 Exemplare limitiert, von denen 22 Exemplare nicht in den Handel gelangen. Alle Bände erscheinen im Format 15 x 21,5 cm und sind fadengeheftet sowie in geprägtes Ganzleinen bzw. Ganzleder gebunden und mit einem Schutzumschlag versehen.

Günstiger Subskriptionspreis

Die limitierte Ausgabe der *Gesammelten Werke von Arkadi & Boris Strugatzki* wird hiermit zur Subskription ausgeschrieben. Subskribenten verpflichten sich zur Gesamtabnahme der Ausgabe und erhalten die einzelnen Bände zu einem im Vergleich zur Einzelabnahme um rund 20 % günstigeren Preis. Auf Wunsch werden Sie im Subskribentenverzeichnis am Ende jedes Bandes genannt.

Bestellungen richten Sie bitte postalisch oder per E-Mail an den Golkonda Verlag. Sie erhalten dann rechtzeitig vor Erscheinen des jeweiligen Bandes eine Vorausrechnung. Sofern Sie eine bestimmte Nummer wünschen, vermerken Sie das bitte in Ihrer Bestellung. (Bitte nennen Sie uns bis zu drei Alternativen.) Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass wir bei der Nummernvergabe den Subskribenten den Vorzug geben.

Alle Umfangsangaben sind vorläufig. Auch die Preise der Bände 2 bis 6 sind noch vorläufig und richten sich nach dem jeweiligen Umfang und den tatsächlichen Druckkosten zum Zeitpunkt des Erscheinens. Wir werden uns jedoch bemühen, die hier angegebenen Preise – wenn irgend möglich – für die gesamte Ausgabe zu halten.

Ganzlederausgabe (Nummernkreis 1 bis 22):

Subskriptionspreis bis zum Abschluss der Ausgabe pro Band:

€ 118,00 [danach: € 148,00]

(Die Lederausgabe ist nicht einzeln erhältlich.)

Ganzleinenausgabe (Nummernkreis 23 bis 222):

Subskriptionspreis bis zum Abschluss der Ausgabe pro Band:

€ 69,00 [danach: € 85,00]

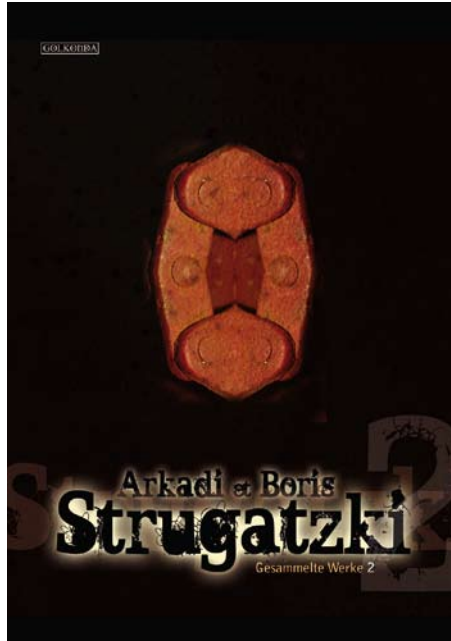
Einzelpreis bis zum Abschluss der Ausgabe pro Band: € 85,00

[danach: € 98,00]

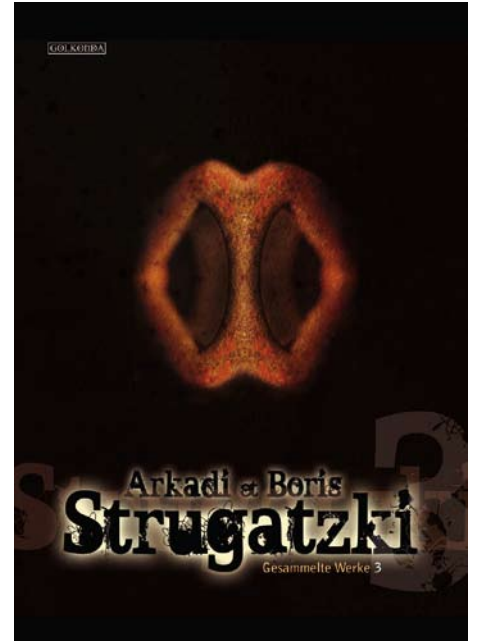
Vorläufiger Editionsplan



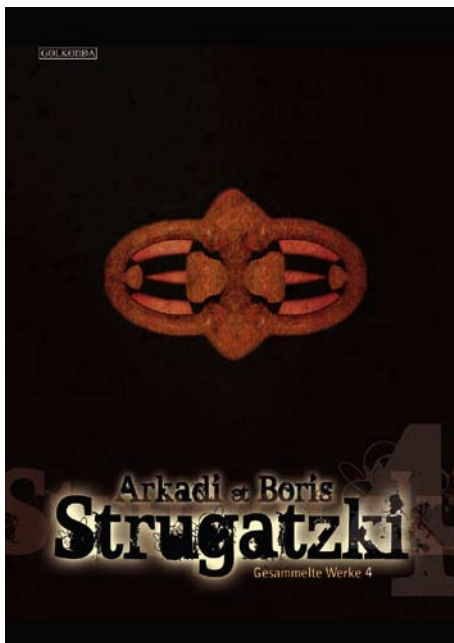
Gesammelte Werke 1: Frühjahr 2010
[*Die bewohnte Insel* | *Ein Käfer im Ameisenhaufen* | *Die Wellen ersticken den Wind*]



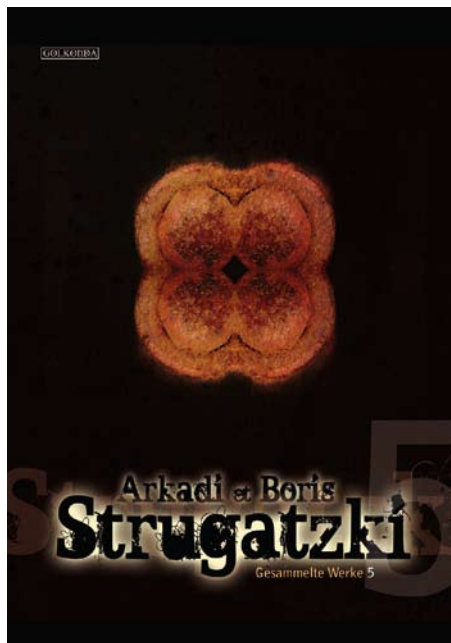
Gesammelte Werke 2: Herbst 2010
[*Picknick am Wegesrand* | *Das Experiment* (*Die verurteilte Stadt*) | *Milliarden Jahre vor dem Weltuntergang*]



Gesammelte Werke 3: Frühjahr 2011
[*Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein* | *Die dritte Zivilisation* (*Der Knirps*) | *Der Junge aus der Hölle* | *Fluchtversuch* | *Unruhe*]



Gesammelte Werke 4: Herbst 2011
[*Die Schnecke am Hang* | *Ein Teufel unter den Menschen* | *Aus dem Leben des Nikita Woronzow* | *Die zweite Invasion der Marsianer* | *Das Hotel zum verunglückten Bergsteiger*]

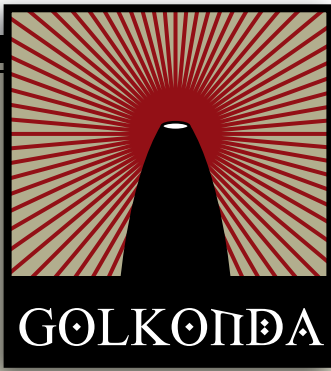


Gesammelte Werke 5: Frühjahr 2012



Gesammelte Werke 6: Herbst 2012





Gazette

ERIK SIMON

Arkadi und Boris Strugatzki: Leben und Werk

Im Frühjahr 2010 erscheint der erste Band der deutschsprachigen Ausgabe der *GESAMMELTEN WERKE* von Arkadi und Boris Strugatzki. Die Romane und Erzählungen des russischen Brüderpaars sind nicht nur in der europäischen Phantastik, sondern in der Weltliteratur allgemein einzigartig. Von ihrem noch eher der klassischen Science Fiction verhafteten Erstling Atomvulkan Golkonda (nachdem sich im Übrigen unser Verlag benannt hat) bis zu den beiden späten Romanen Boris Strugatzkis zieht sich eine Entwicklungslinie, die der Strugatzki-Kenner Erik Simon genauer unter die Lupe nimmt.

Die Brüder Strugatzki (man findet auch die eigentlich korrektere Schreibweise »Strugazki« und seltener wissenschaftliche Transliterationen wie »Strugackij«) haben von den fünfziger Jahren bis 1990 gemeinsam ein Œuvre an Romanen, Erzählungen und Szenarien geschaffen, das sein Zentrum in der Science Fiction hat, gelegentlich aber in den Bereich anderer phantastischer Konventionen hineinreicht. Sie wurden damit nicht nur zu den führenden SF-Autoren der Sowjetunion, sondern sind auch im modernen Russland bislang an Bedeutung unübertroffen; neben dem Polen Lem sind sie die wichtigsten und erfolgreichsten SF-Autoren außerhalb der englischsprachigen Länder seit dem Zweiten Weltkrieg; Bücher von ihnen sind in etwa zwei Dutzend Sprachen übersetzt worden, fast alle ins Deutsche, Englische, Französische, Japanische sowie in Sprachen Ostmitteleuropas.

Arkadi Strugatzki wurde 1925 im georgischen Batumi geboren, wuchs aber in Leningrad (Sankt Petersburg) auf, wo Boris 1933 zur Welt kam. Der Vater, Natan Strugatzki, von der Ausbildung her Kunstwissenschaftler, war noch vor der Oktoberrevolution in die Partei der Bolschewiki eingetreten, hatte im Bürgerkrieg einen Generalsrang bekleidet, war danach in sehr unterschiedlichen Parteifunktionen in verschiedenen Landesteilen eingesetzt, 1937 aber im Zuge der Stalinschen Säuberungen aus der Partei ausgeschlossen worden. Er kam ums Leben, als er 1942 zusammen mit Arkadi übers Eis des Ladoga-Sees aus dem belagerten Leningrad evakuiert wurde.

Arkadi wurde zum Armeedienst einberufen und als Japanisch-Dolmetscher ausgebildet; in dieser Funktion diente er in Fernost bis zu seiner Demobilisierung im Jahre 1955. Anschließend arbeitete er in Moskau am Institut für wissenschaftliche Information und als Verlagslektor. Er hat Science Fiction aus dem Englischen übersetzt, Literatur verschiedener Genres aus dem Japanischen. Er hat sich als Lektor für die Publikation von SF anderer sowjetischer und ausländischer Autoren eingesetzt und das als freier Gutachter, Herausgeber und Berater auch später noch getan; in den achtziger Jahren hat er die damals allmählich erstarkende Organisation des sowjetischen SF-Fandoms unterstützt.

Boris Strugatzki studierte an der mathematisch-mechanischen Fakultät der Leningrader Universität und wurde Stellarastronom. Die Arbeit an seiner Dissertation brach er ab, als sich kurz vor Beendigung herausstellte, dass S. Chandrasekhar (der spätere Nobelpreisträger) die darin entwickelte Theorie schon 1943 in einer abgelegenen (und zumal in der UdSSR nicht verfügbaren) Zeitschrift publiziert hatte. Er arbeitete dann als Programmierer im Rechenzentrum der Sternwarte in Pulkowo. 1964 wurden beide Strugatzkis freischaffende Schriftsteller.

Nachdem mit Arkadis Tod im Jahre 1991 *die Strugatzkis* als eine im Grunde unteilbare Autorenpersönlichkeit aufhörten zu existieren, verfasste Boris im Alleingang noch zwei Romane. Er führte auch sein bereits in den siebziger Jahren begonnenes Seminar für

Nachwuchstalente weiter, aus dem einige der heute angesehensten russischen SF-Autoren hervorgegangen sind. Seit 2002 gibt er die SF-Zeitschrift MITTAG, 21. JAHRHUNDERT heraus. Auf seiner Website führt er seit Jahren ein Offline-Interview mit den Lesern, wo er bisher über 7500 Fragen beantwortet hat (und das, obwohl die eingehenden Fragen von einem der Fans, die die Site für ihn betreiben, vorgefiltert werden, um die Zahl der Wiederholungen zu verringern – die Fragen werden dann ggf. auf ältere Antworten verwiesen). Er hat seine außerordentlich hohe Bekanntheit und Autorität auch schon oft benutzt, um in Artikeln und Zeitungsinterviews zu politischen Fragen Russlands Stellung zu nehmen und demokratische Positionen zu vertreten. (Man muss dazu wissen, dass die im westlichen Sinne demokratischen Parteien in Russland derzeit fast bedeutungslos sind, da die Putinisten und andere nationalistisch-autoritäre Parteien klar dominieren und das Wort »Demokrat« in Russland allgemein als Schimpfwort verwendet wird. Übrigens war der kürzlich verstorbene Jegor Gaidar, einer der demokratischen russischen Ministerpräsidenten unter Boris Jelzin, nicht nur der Enkel des bekannten sowjetischen Schriftstellers Arkadi Gaidar, sondern auch der Schwiegersohn von Arkadi Strugatzki.)

Der Zukunftszyklus um die Jahrtausendwende: Der Nahe Weltraum

Das Werk der Strugatzkis lässt sich einerseits anhand der Weltentwürfe, der Sujets und der Spielarten des Phantastischen unterteilen, andererseits nach den literarischen Themen, Formen und Motiven; beide Gliederungen überschneiden sich. Im Sinne der ersteren Unterteilung fügt sich ungefähr das halbe Œuvre in einen durchgehenden Weltentwurf ein, eine Art *Future History*, in deren Zentrum eine prosperierende, utopische und (zunächst sensu stricto, dann immer stärker nur noch nominell) kommunistische Zukunft steht, wobei Raumfahrt und/oder außerirdische Zivilisationen zumeist die Sujets prägen.

Mit Ausnahme weniger Erzählungen (darunter das 1958 erschienene SF-Debüt »Aus anderen Sphären«, später mit zwei anderen Kurzgeschichten zur Novelle kombiniert) durchweg in diesen Weltentwurf gehören die frühesten SF-Werke der Strugatzkis: der Roman *Atomvulkan Golkonda* (1959, im Original eigentlich »Das Land der Purpurwolken«), die längere Erzählung »Der Weg zur Amalthea« (1960) und der Roman *Praktikanten* (1962). Sie handeln von interplanetarer Raumfahrt innerhalb unseres

Sonnensystems um das Jahr 2000 und bilden eine Trilogie mit einem im Kern festen Ensemble von Hauptpersonen um den Raumfahrer Alexej Bykow. Der erste Roman – über eine Landung auf der lebensfeindlichen Venus – ordnete sich mit seinem Pathos von heroischer Pflichterfüllung und Selbstaufopferung im Namen der Wissenschaft in die damalige sowjetische Abenteuer-SF ein, stach allerdings bereits durch die unkonventionell realistische Charakterzeichnung hervor (sogar noch, nachdem diese vom Verlag geglättet und geschönt worden war). *Praktikanten* führt anhand einer Inspektionsreise durchs Sonnensystem verschiedene Lebensziele vor, von der Hingabe an schöpferische Arbeit und Forschung über östlich-intrigantes Macht- bis zu westlich-kleinbürgerlichem Gewinnstreben um jeden Preis, erteilt jedoch der Selbstaufopferung eine erste Absage und führt einen der Helden, den Bordingenieur Shilin, zur Erkenntnis, dass der Kampf um die Seelen der Menschen auf der Erde entschieden werden muss.

Diesen Gedanken verfolgten die Strugatzkis im Roman *Die gierigen Dinge des Jahrhunderts* (1965) weiter, der quasi einen Nachsatz zur BYKOW-Trilogie und einen Seitenzweig des Zukunftszyklus bildet. Er spielt in einem fiktiven südeuropäischen Land, wo materieller Überfluss und ein ausgeprägter Liberalismus mit einem Verlust an geistigen Werten und Interessen sowie mit moralischem Verfall einhergehen. Shilin ist dort als UNO-Kundschafter im Einsatz, um dem Ursprung einer geheimnisvollen Droge namens »Sleg« nachzuforschen, die ein ungeheures Suchtpotenzial hat, sich jedoch als Kombination von überall leicht zu beschaffenden Komponenten erweist. Sowohl sowjetische als auch westliche Kritiker haben die ungenaue Zielrichtung des Romans bemängelt – den einen war jenes »Land der Dummköpfe« nicht westlich, den anderen nicht sowjetisch genug. Es handelt sich jedoch nicht um eine Satire, sondern – zumindest in der damaligen Intention der Autoren – um eine Dystopie, die ihre geistige Verwandtschaft mit westlichen Dystopien wie Huxleys *Schöne neue Welt* oder Bradburys *Fahrenheit 451* nicht leugnen kann. (Es ist allerdings bemerkenswert, dass Boris Strugatzki seit den neunziger Jahren wiederholt geäußert hat, solch eine Gesellschaft, die eine schöpferische Persönlichkeitsentwicklung bei der Masse in keiner Weise fördere, aber immerhin Einzelnen ermögliche, erscheine ihm mittlerweile als das Beste, worauf die Menschheit realistischerweise noch hoffen dürfe.)

Zusammen mit einigen wenigen Kurzgeschichten bilden die BYKOW-Trilogie und *Die gierigen Dinge des Jahrhunderts* die erste Zeitebene des Strugatzki'schen Zukunftsentwurfs; als Bezeichnung



für diesen Abschnitt findet man in der Sekundärliteratur gelegentlich »Der Nahe Weltraum«, womit die Planeten und Monde des Sonnensystems gemeint sind, auf denen die meisten dieser Werke spielen. Bemerkenswert ist, dass der rege bemannte interplanetare Raumschiffverkehr zur Erforschung und Erschließung des »Nahen Weltraums« heute nicht weniger phantastisch und zukünftig wirkt als vor einem halben Jahrhundert, als diese Texte entstanden; nur bei der Datierung auf die Jahrtausendwende waren die Strugatzkis viel zu optimistisch.

Der Zukunftszyklus um das 22. Jahrhundert: Die Welt des Mittags

Für die zweite Zeitebene des Zukunftszyklus hat sich die Bezeichnung »Welt des Mittags« allgemein eingebürgert. Hier, im 22. Jahrhundert, liegt auch der Schwerpunkt des ganzen Zyklus; »Mittag« meint dabei einen hohen Stand in der Entwicklung der menschlichen Zivilisation. Der Begriff stammt aus dem Titel bzw. Untertitel des erstmals 1962 erschienenen Episodenromans *Rückkehr (Mittag, 22. Jahrhundert)*, der die beiden Zeitebenen miteinander verbindet: Die ersten Episoden knüpfen noch an die Zeit kurz nach der Jahrtausendwende an, der Großteil der Handlung spielt im 22. Jahrhundert. Bindeglied zwischen den Zeiten und erste Identifikationsfiguren für den Leser sind zwei Raumfahrer, die diese Welt des Mittags nach langer Abwesenheit bei der Rückkehr vorfinden. (Einer der beiden, Leonid Gorbowski, wird später zur fast legendären Zentralfigur des gesamten Zyklus.) Anhand ihrer Eindrücke sowie der Schicksale von vier jungen Männern, die in dieser Welt aufgewachsen sind, wird der Weltentwurf ins Bild gesetzt; diese Passagen haben etwas vom Vorführgestus klassischer Utopien und von deren Konfliktarmut eines Kampfes des Guten mit dem Besseren. Zwischengeschaltet sind jedoch – vor allem in der erweiterten Ausgabe von 1967, die Haupt- und Untertitel vertauschte – Episoden mit typischen SF-Motiven, zum größeren Teil für jene Zeit sehr originell. Dies ist der einzige SF-Roman der Strugatzkis, der bisher nicht ins Deutsche übersetzt wurde, was wohl vor allem an der sehr zeittypischen Stimmung darin liegt, die Hoffnungen der sowjetischen Intelligenz während des Chruschtschow'schen Tauwetters reflektiert und später, als die Strugatzkis in Deutschland entdeckt wurden, in Ost wie West nicht mehr recht nachzuvollziehen war. Die deutsche Ausgabe *Mittag, 22. Jahrhundert* versammelt nur jene Episoden aus dem Roman, die auch als eigenstän-

dige Erzählungen funktionieren (und größtenteils russisch zuerst als solche gedruckt wurden), darunter die wohl beste Erzählung der Strugatzkis aus jener Zeit, »Von Wanderern und Reisenden« (1963). Allerdings fehlt damit ein Kernpunkt im Zukunftszyklus, auf den sich spätere Werke gelegentlich beziehen.

Da die im 22. Jahrhundert angesiedelte geeinte, prosperierende Zukunftswelt zunächst wenig innere Widersprüche erkennen ließ, trugen sich die Konflikte zu einem großen Teil auf anderen Planeten zu, oft in der Konfrontation mit anderen Zivilisationen. Die utopisch-kommunistische Zukunftswelt erscheint dann nur als Widerschein in der Persönlichkeit der Menschen, die fernab von der Erde agieren. Das gilt insbesondere für *Fluchtversuch* (1962), wo zwei junge Utopier bei einer Art Ausflug zufällig auf einen von menschenähnlichen Außerirdischen bewohnten Planeten geraten und den unmenschlichen Zuständen in der dort herrschenden vor-technischen Slavenhaltergesellschaft, die die technischen Relikte einer weiteren fremden Zivilisation durch Menschenversuche erforscht, ziemlich hilflos gegenüberstehen – anders als ihr rätselhafter Begleiter, der sich als ein sowjetischer Soldat erweist, der durch bloße Willenskraft aus einem deutschen KZ in die glückliche Zukunft entflohen ist und schließlich auf demselben Wege zurückkehrt, um seine Pflicht im Kampf für diese Zukunft zu tun. Dieser im Gesamtwerk der Autoren eigentlich nicht besonders hervorsteckende Roman ist dennoch in zweierlei Hinsicht emblematisch: Zum einen setzten die Strugatzkis mit dem einen märchenhaften Element inmitten einer typischen SF-Umgebung hier zum ersten Mal – wie auch später noch gelegentlich – ihre Konzeption von Phantastik als einem methodischen Kunstgriff in die Praxis um, welche die in der Science Fiction (bzw. der »wissenschaftlichen Phantastik«, wie der russische Terminus heißt, der allerdings die Bedeutung »Wissenschaftsphantastik« einschließt) üblichen Genrekonventionen dem jeweiligen literarischen Anliegen unterordnet. Zum anderen enthält der Roman in nuce Themen und Motive, die die Strugatzkis in späteren Werken ausdifferenzierten und vertieften: Das moralische Dilemma bei der Konfrontation der Utopie mit der leidvollen Vergangenheit in *Ein Gott zu sein ist schwer*, die übergroße Naivität des jungen Utopiers in *Die bewohnte Insel*, den verderblichen Kontakt mit zurückgelassenen Artefakten einer fremden, überlegenen Zivilisation in *Picknick am Wegesrand*.

Als Hintergrund noch ganz ungebrochen erscheint die Utopie in *Der ferne Regenbogen* (1963) und *Der Knirps* (1971, deutsch auch *Die dritte Zivilisation*). Die konkreten Konflikte im Mittelpunkt der Handlung sind indes alles andere als idyllisch: Auf dem von

irdischen Wissenschaftlern besiedelten Planeten »Regenbogen« gerät eins der dort durchgeführten riskanten physikalischen Experimente außer Kontrolle; sämtliche Menschen auf dem Planeten werden binnen kurzem unweigerlich umkommen, und Gorbowski, der Kapitän des einzigen auf dem Planeten verfügbaren Raumschiffs, kann nur die Kinder der Forscher retten – obgleich manche von den Wissenschaftlern lieber ihr Lebenswerk, also ihre Forschungsergebnisse gerettet sähen. Der »Knirps« ist eine Art kosmischer Mowgli – seine Eltern kamen beim Anflug auf einen fremden Planeten ums Leben, der Säugling wurde von der einheimischen Zivilisation aufgezogen und wird als halbwüchsiger Junge von einer auf diesem Planeten landenden irdischen Expedition eher zufällig entdeckt. Die nichthumanoide, völlig unverständliche und nicht kontaktfähige Zivilisation hat das Kind, damit es allein überleben konnte, modifiziert, so dass es psychisch selbst ein halber Alien ist. Ohne Rücksicht darauf, dass er es damit quält und womöglich sogar sein Leben gefährdet, versucht der Expeditionsleiter, das Kind zu benutzen, um den Kontakt zu den Einheimischen zu erzwingen – bis andere Expeditionsteilnehmer und auch die Umstände ihn bremsen. Beide Romane setzen sich mit der Vergötzung der Wissenschaft und des Erkenntnisgewinns um jeden Preis auseinander, wie sie in der sowjetischen SF der fünfziger Jahre des öfteren anzutreffen waren (etwas moderater auch im Frühwerk der Strugatzkis) – als Sonderfall eines bis dahin im ganzen sozialistischen Realismus geläufigen Pathos der heroischen Aufopferung für irgendwelche revolutionär-vaterländischen Ideale. Während *Der ferne Regenbogen* relativ arm an äußerer Handlung daherkommt, ist der acht Jahre später geschriebene *Knirps* spannende SF mit beeindruckenden Details der Konfrontation mit dem ganz Fremdartigen; die Autoren haben das spätere Werk dennoch weniger geschätzt, weil sie zu diesem Zeitpunkt eigentlich schon zu wesentlich brisanteren Themen vorgedrungen waren.

Einer der erfolgreichsten und wichtigsten Romane der Strugatzkis, *Ein Gott zu sein ist schwer* (1964) – in der verbreiteteren, aber sehr fehlerhaften Übersetzung *Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein* –, beeindruckt durch die realistische und detailreiche Welt- und Charakterdarstellung in der Machart historischer Romane; er wurde erst durch spätere Werke enger in den Zukunftszyklus eingebunden. Der Held, Anton, ist auf einem fernen Planeten mit praktisch menschengleichen Bewohnern als geheimer Beobachter im Einsatz und hat in einem spätmittelalterlichen Staat die Identität des adligen Lebemanns Don Rumata angenommen. Trotz der allgegenwärtigen Grausamkeit und Unterdrückung darf er nicht

eingreifen, sondern höchstens hin und wieder einen verfolgten Wissenschaftler oder Künstler retten. Seine Genossen und Vorgesetzten beschwichtigen ihn, die von dem allmächtigen Sicherheitsminister Don Reba immer weiter ausgebauten, quasi faschistische Diktatur sei eine historisch notwendige bürgerlich-antifeudale, also fortschrittliche Entwicklung. Als Reba, der in Anton-Rumata einen Gegenspieler erkannt hat, sich aber nicht an ihn selbst heranwagt, Antons Geliebte ermorden lässt, verliert Anton die Beherrschung, richtet unter Rebas Leuten ein Blutbad an und wird von dem Planeten abgezogen.

Die im Roman zitierte »Basistheorie des Feudalismus«, die sich in diesem Fall eben doch als unzutreffend erweist, ist sichtlich eine Ableitung des marxistischen historischen Materialismus, die Intellektuellenverfolgung erinnert nicht zuletzt an sowjetische Zustände, und Don Reba, der in der Manuskriptfassung noch Don Rebija hieß, ist leicht als Berija zu erkennen, der gefürchtete letzte Geheimdienstchef Stalins. Dennoch zielt der Roman weit über die Kritik an sowjetischen Realien hinaus – einerseits auf eine Intellektuellenfeindlichkeit zu vielen Zeiten und unter vielen Regimes, die die dumpfen Regungen des Pöbels für ihre politischen Zwecke nutzen, andererseits auf den Konflikt zwischen individueller Moral und (tatsächlicher oder vermeintlicher) höherer Notwendigkeit, der bei den Strugatzkis fortan immer wieder auftaucht. Eben- darum hat auch das Œuvre der Strugatzkis die UdSSR überdauert: Hätte es sich auf die von westlichen Rezensenten besonders gern wahrgenommene Systemkritik beschränkt, so hätte es sich zusammen mit seinem Gegenstand mittlerweile erledigt und wohl auch niemals die Masse der SF-Leserschaft erreicht; ebenso wenig wären freilich die Strugatzkis die bei mehreren Generationen der sowjetischen Intelligenz beliebtesten Autoren geworden, wenn sie politisch-moralische Abstinenz geübt hätten und nicht mehrfach bis an die Grenze gegangen wären, jenseits derer man sie von ihrem Publikum getrennt hätte.

Wie am Beginn steht auch am Ende der Chronologie des Zukunftszyklus eine Trilogie – drei Romane, deren Held Maxim Kammerer ist. In *Die bewohnte Insel* (1969, vollständig 1971) erleidet er als junger Mann auf einem Planeten Schiffbruch, wo die einheimische humanoide Zivilisation – etwa auf dem technischen Stand unseres späteren 20. Jahrhunderts – gerade einen Atomkrieg hinter sich hat. Anonyme Machthaber sichern ihre Herrschaft durch ein Netz von Hypnosestrahlern, die die Bevölkerung in unkritische patriotische Begeisterung versetzen; auf die wenigen »Entarteten«, bei denen die Strahlung nicht manipulierend wirkt, sondern nur

starke Schmerzen auslöst, wird Jagd gemacht. Maxim, bei dem keine der beiden Wirkungen eintritt und der die Verhältnisse auf dem Planeten anfangs geradezu grotesk beschönigend missdeutet, gerät zunächst in eine bewaffnete Elitetruppe, dann zu im Untergrund agierenden »Entarteten«, von dort in ein Straflager und schließlich im neu aufflammenden Krieg mit einem Nachbarland zur regulären Armee. Er entdeckt, dass auch die ganze herrschende Schicht aus »Entarteten« besteht. Nachdem er das Steuerzentrum der Hypnosestrahler zerstören konnte, erfährt er, dass dieses System von einem irdischen Residenten namens Rudolf Sikorsky eingerichtet wurde, da nur so nach dem Atomkrieg wieder eine gesellschaftliche Ordnung herzustellen war. Er stellt sich in den Dienst der irdischen Residentur, ist aber entschlossen, Methoden wie die psychische Manipulation auch künftig nicht zu dulden. (Von den beiden titelgleichen deutschen Übersetzungen beruht die ältere und auch deutlich schwächere auf dem um mehrere Kapitel gekürzten Zeitschriftenvorabdruck, wo der Held noch Maxim Rostislawski hieß.)

Ein Käfer im Ameisenhaufen (1979–80) und *Die Wellen ersticken den Wind* (1985–86) konnten beide zunächst nur als Fortsetzungsabdruck in einer Zeitschrift publiziert werden und benutzen das Paradigma von Detektivgeschichten. Maxim ist darin Mitarbeiter eines Sicherheitsdienstes auf der Erde, der gefährliche Forschungen unterbinden, aber auch mögliche Einwirkungen der *Wanderer* abwehren soll, einer fremden Superzivilisation, auf deren Spuren die Menschen wiederholt gestoßen sind, deren Wesen aber ebenso unverständlich ist wie ihre Ziele. In *Ein Käfer ...* beauftragt jener Sikorsky von der *Bewohnten Insel*, inzwischen Chef des irdischen Sicherheitsdienstes, Maxim mit der Suche nach Lew Abalkin, einem anderen Agenten auf der *Bewohnten Insel*, der eigenmächtig zur Erde zurückgekehrt ist. Nach und nach findet Maxim heraus, was sein Chef längst weiß, nicht aber Abalkin – dass dieser nämlich zu einer Gruppe von Menschen gehört, die aus – anscheinend von den *Wanderern* zurückgelassenen – befruchteten menschlichen Eizellen aufgezogen wurden und in unerklärlichem Rapport zu bei derselben Gelegenheit gefundenen Artefakten stehen, von denen Sikorsky glaubt, sie würden in jenen Findelkindern ein bedrohliches Programm der *Wanderer* auslösen. Beim Versuch, sich in den Besitz des ihm zugeordneten »Zünders« zu setzen, wird Abalkin von Sikorsky umgebracht, der anwesende Maxim kann es nicht verhindern. Der Roman trifft keine endgültige Aussage darüber, wo im Dilemma zwischen dem Leben eines Unschuldigen und der unkalkulierbaren Bedrohung, die er möglicherweise – ohne es zu

wissen – für die Sicherheit der ganzen Menschheit darstellt, das Recht liegt; die typische Geheimdienstler-Mentalität Sikorskys freilich ist kaum geeignet, Sympathien zu wecken.

In *Die Wellen ersticken den Wind* kommt Maxim Kammerer, nun selbst Chef des Sicherheitsdienstes, einer Folge unerklärlicher Ereignisse und seltsamer Koinzidenzen auf der Erde und auf von Menschen besiedelten Planeten auf die Spur, hinter denen er zunächst die *Wanderer* vermutet. Es erweist sich jedoch, dass ein winziger Prozentsatz der Menschheit den Schritt zum Homo superior vollbracht hat – entstanden ist eine neue Spezies von nahezu gottgleichen Wesen, die der restlichen Menschheit freundlich gesinnt sind, aber früher oder später jeder für sich das Interesse an der Kommunikation mit ihren ehemaligen Verwandten und Freunden verlieren. Der Roman behandelt das Übermenschentema nicht als SF-typische Allmachtsphantasie, sondern aus der Sicht der restlichen Menschheit, für die es ein Schock ist, sich statt auf dem Wege zu immer neuen Höhen des Fortschritts plötzlich in einer Sackgasse der Entwicklung zu finden; Jahre später indes – der Roman wird als Kammerers rückblickender Bericht präsentiert – sind manche zu dem Schluss gekommen, die neue Spezies gehe die Menschheit im Grunde nichts an, sei nur ein weiterer Bestandteil des komplizierten und interessanten Weltgebäudes; der sehr alte und lebensmüde Gorbowski findet sogar neues Interesse am Dasein. – Bemerkenswert ist an dem Buch, das immerhin vor Gorbatschows Perestroika entstand, das eindringliche Vorgefühl heraufziehender gravierender Veränderungen, Umbrüche und Umwertungen mitsamt den Schwierigkeiten, sich in dieser hereinbrechenden neuen Welt zu orientieren.

Zum Zukunftszyklus gehören außer den erwähnten Romanen einige wenige frühe Kurzgeschichten, die nicht in *Mittag, 22. Jahrhundert* integriert wurden (eine davon, »Spezielle Voraussetzungen«, ist in der deutschen Auswahl enthalten), sowie zwei längere Erzählungen: *Der Junge aus der Hölle* (1974) handelt von einem Kindersoldaten auf einem fernen Planeten, der bei einem Gefecht schwer verwundet, von einem zufällig anwesenden, als verdeckter Agent agierenden Erdenmenschen gerettet und zur Erde gebracht wird. Nach zahlreichen Fehlinterpretationen seiner Lage erkennt er, dass das von ihm fanatisch verehrte, praktisch faschistische Regime seines Landes verbrecherisch ist; dennoch lehnt er die Tätigkeit der irdischen Agenten, die auf den Sturz dieses Regimes und ein Ende des Krieges abzielt, weiterhin als fremde Einmischung ab und erzwingt seine Rückkehr auf den Planeten. – *Unruhe* wurde 1965 als einer der beiden Handlungsstränge für *Die Schnecke am Hang*

geschrieben, aber komplett verworfen und durch den völlig anders angelegten Verwaltungs-Strang ersetzt; publiziert wurde der (bisher nicht übersetzte) Text erst 1990. Die Handlung spielt größtenteils in einer irdischen Forschungsstation auf einem von völlig fremdartigem Urwald bedeckten Planeten; am ereignisreichsten sind Szenen von einer Forschungsexpedition dorthin, die einigen ebenso originellen wie bedrohlichen (und in der *Schnecke am Hang* nicht mehr vorkommenden) biologischen Phänomenen begegnet, während in der Station der überraschend eingetroffene Leonid Gorbowski die anderen Mitarbeiter zu überzeugen versucht, dass sie – wie die gesamte Menschheit – zu selbstsicher und sorglos geworden seien. Dieses Thema lebt hier vor allem vom überzeugend gezeichneten Charakter Gorbowskis, ist aber kaum in äußere Handlung umgesetzt; die Strugatzkis haben es später auf ganz andere Weise in *Die Wellen ersticken den Wind* wieder aufgegriffen.

Konzipiert, aber wegen Arkadis Krankheit und Tod nicht mehr geschrieben haben die Strugatzkis einen vierten Roman über Maxim Kammerer, der den gesamten Zukunftszyklus abschließen sollte und einen bemerkenswerten Perspektivwechsel offenbart: Der Held gerät dort in eine Gesellschaft, wo ein selbststabilisierendes System die Menschen nach ihrer moralischen Qualität räumlich separiert, so dass Verbrecher unter Verbrechern leben (und zugleich als äußerer Ring die ganze Gesellschaft nach außen isolieren), Gerechte unter Gerechten, und *jedem das Seine* zuteil wird. Als er von den utopischen Zuständen auf der Erde und im übrigen von Menschen besiedelten Kosmos berichtet, muss er sich sagen lassen, er lebe offensichtlich in einer unwirklichen, von jemandem erfundenen Welt.

Die philosophischen Romane: Die Übermacht des Fortschritts

Im Œuvre der Strugatzkis gibt es eine Anzahl von Romanen, die von den Sujets her weder mit dem Zukunftszyklus noch miteinander zusammenhängen, aber dennoch eine deutlich zu fassende Gruppe bilden: Sie sind in der quasi »klassischen« Phase der Strugatzkis entstanden, also Mitte der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre, sie verwenden typische SF-Motive und folgen zumindest im Kern den Genrekonventionen der Science Fiction, und sie alle behandeln aus verschiedenen Blickwinkeln die Konfrontation des Menschen mit dem unabänderlichen Fortschritt oder einer anderen schicksalhaften Höheren Gewalt (ein Thema, das im Zukunfts-

zyklus ebenfalls präsent war, aber erst mit *Ein Käfer im Ameisenhaufen* in den Mittelpunkt rückte). In der Reihenfolge der Entstehung sind das die Romane *Die Schnecke am Hang*, *Die hässlichen Schwäne*, *Picknick am Wegesrand*, *Das Experiment* (auch: *Stadt der Verdammten*) und *Eine Milliarde Jahre vor dem Weltuntergang*. Die Publikationsgeschichte ist verwickelter, da die Strugatzkis gerade zu jener Zeit massive Schwierigkeiten mit den diversen Zensurinstanzen bekamen: Die beiden Hälften der *Schnecke am Hang* wurden separat in verschiedenen Jahren an unterschiedlichen Orten vorabgedruckt, *Die hässlichen Schwäne* im Emigranten-Verlag Posev in Frankfurt am Main verlegt, *Stadt der Verdammten* schrieben die Strugatzkis gleich für die Schublade; Buchausgaben aller drei Romane erschienen russisch in der UdSSR erst mit den Lockerungen der achtziger Jahre.

Die Schnecke am Hang (1966/68) besteht aus zwei nahezu völlig voneinander getrennten Handlungssträngen in alternierenden Kapiteln. Auf einem fremden, mit Urwald bedeckten Planeten haben Menschen auf einem Hochplateau eine Station errichtet, die der Erforschung und »Verwaltung« des Waldes dienen soll. In den Wald-Kapiteln versucht Kandid, ein im Wald verunglückter Mensch, in die Station zurückzukehren; ebenso vergeblich trachtet der Held des anderen Stranges, Pfeffer, gegen bürokratische Hindernisse aus der *Verwaltung* in den Wald zu gelangen. Kandid hat Aufnahme bei rückständigen Dörflern gefunden, die im langsamen Aussterben begriffen sind, zwischen ständig wachsenden Sümpfen eingezwängt, im Zustand dumpfer Antriebslosigkeit befangen und bedrängt von einer biotechnisch höher entwickelten Zivilisation von Amazonen, die sich parthogenetisch fortpflanzen und Männer als niedere, zum Aussterben bestimmte Tiere betrachten. Kandid ergreift Partei gegen diese Amazonengesellschaft, die sich als der objektive Fortschritt präsentiert. – Sind die Wald-Kapitel SF sensu stricto, so ist der Verwaltungs-Strang – der den schon erwähnten SF-Text »Unruhe« ersetzte – eine groteske Satire mit SF-Elementen und zeigt eine kafkaeske Welt, eine absolute Bürokratie, wo der Wahnsinn Methode hat und beispielsweise eine Horde Leute mit verbundenen Augen eine entlaufene Maschine mit künstlicher Intelligenz sucht, weil jeder, der die streng geheime Maschine sieht, bestraft wird. Während die Waldkapitel komplexe moralische und philosophische Fragen aufwerfen, lässt die VERWALTUNG eher an ein Mosaik aus verschiedenen Aspekten und Zeiten der Sowjetgesellschaft denken.

In *Die hässlichen Schwäne* (1972 russisch in der BRD) ist der mäßig regimiekritische Schriftsteller Banev in seine provinzielle Heimatstadt zurückgekehrt, wo es seit Jahren pausenlos regnet, was die

Einheimischen mit dem Auftauchen der »Nässlinge« in Verbindung bringen – merkwürdiger Menschen, die an einer abstoßenden Erbkrankheit zu leiden scheinen und daher ständige Nässe brauchen. Sie sind vor allem zu ihrem eigenen Schutz in einem Lager interniert (das sie aber verlassen dürfen) und üben einen starken Einfluss auf die Kinder der Stadtbewohner aus. Diese Kinder werden am Ende zu Übermenschen, die Nässlinge verschwinden spurlos. Der Roman bietet eine explizite, aber keineswegs zwingende SF-Erklärung, wonach die Nässlinge Zeitreisende aus einer dystopischen Zukunft sind, die sie durch ihren Eingriff ungeschehen machen. Seine nachdrückliche Wirkung bezieht das Buch jedoch aus der Darstellung der gescheiterten Existenzen, die Banev umgeben, und der spießigen Städter, deren Kinder ihren Eltern von den Nässlingen so weit entfremdet werden, dass sie mit Verachtung auf sie herabschauen – das Thema der vom Fortschritt Zurückgelassenen, das die Strugatzkis des öfteren behandelt haben. Der Roman wurde später nachträglich als Binnenhandlung in *Das lahme Schicksal* integriert, das bereits zum Spätwerk gehört.

Picknick am Wegesrand (1972) ist der international erfolgreichste Roman der Strugatzkis. Dazu beigetragen hat *Stalker*, die ziemlich freie Verfilmung des 4. Kapitels durch Andrej Tarkowski, zu der die Strugatzkis auch das Szenarium schrieben – genauer gesagt an die zehn zum Teil sehr unterschiedliche Szenarien, ehe der Regisseur zufrieden war. Noch maßgebender für den Erfolg dürften jedoch die originell ausgeführte SF-Idee, der facettenreiche Charakter des Helden und die Tatsache sein, dass dieses Werk (wie der Großteil des Zukunftszyklus, aber bei weitem nicht alle übrigen Arbeiten der Strugatzkis) ganz innerhalb der SF-Konvention bleibt. Die Handlung spielt in einer unbestimmten, sehr nahen Zukunft in und bei einer *Zone* irgendwo in Kanada, wo plötzlich außerirdische Artefakte aufgetaucht sind, deren Zweck und Funktionsweise der irdischen Wissenschaft völlig unerklärlich und die oft tödlich sind, sich aber zu anderen Zwecken – auch kriminellen – nutzen lassen. So ist der Beruf des Stalkers entstanden, der unter höchster Lebensgefahr Artefakte aus der von Sicherheitskräften abgeriegelten *Zone* holt, um sie an Privatleute zu verkaufen. Der Held des Romans ist ein solcher Schatzsucher, den sein Naturell, aber auch die Umstände immer wieder in die *Zone* treiben, nicht zuletzt, weil er seine Frau und die – wie viele Stalker Kinder – genetisch geschädigte Tochter versorgen muss. Schließlich opfert er das Leben eines jungen Mannes, um zu der sagenhaften, angeblich Wünsche erfüllenden Goldenen Kugel im Zentrum der *Zone* vorzudringen, von der er sich die Genesung seiner Tochter erhofft. Als er dann

selbst »Glück für alle« wünscht, wird die Aussichtslosigkeit solcher Hoffnungen deutlich.

Stadt der Verdammten (in der korrigierten Übersetzung *Das Experiment*, im Original eigentlich »Die verurteilte Stadt«), erst 1989 publiziert, entstand Anfang der siebziger Jahre. Nach den politischen Schwierigkeiten, die sich die Strugatzkis damals mit den Verwaltungs-Kapiteln der *Schnecke am Hang*, dem *Märchen von der Troika* und insbesondere den nur in Westen gedruckten *Hässlichen Schwänen* eingehandelt hatten, schrieben sie diesen Roman gleich für die Schublade und hielten sogar seine Existenz geheim, um einerseits einer Beschlagnahme vorzubeugen, andererseits aber auch einer Beschädigung des Werkes durch Kompromisse mit Verlag und Zensur. Der Roman ist vielleicht das beste, jedenfalls das ambitionierteste und komplexeste Werk der Strugatzkis. Er spielt in einer Stadt, die auf einem Sims zwischen einem bodenlosen Abgrund und einer unendlich hohen Felswand liegt, im Norden von ausgetrockneten älteren Vierteln, im Süden von Sümpfen begrenzt; darüber steht unbeweglich eine Sonne, die nachts einfach verlöscht, »ausgeschaltet wird«. Die Bewohner, rund eine Million, sind allesamt von schemenhaften »Mentoren« aus verschiedenen Zeiten und Gegenden unserer Wirklichkeit zur Teilnahme an einem nicht näher erklärten Experiment in jener Kunstwelt angeworben worden. Der Protagonist stammt aus der UdSSR des Jahres 1951; in der komplexen Handlung des umfangreichen Romans durchläuft er eine wechselvolle Karriere, die mit einer wechselnden politischen Verfassung der Stadt und seiner zunehmenden Desillusionierung korrespondiert, bis er auf einer abenteuerlichen Expedition in den Norden, die durch diverse vergessene utopische Enklaven führt, an einer raumzeitlichen Singularität sich selbst begegnet, sich dabei tötet und in unsere Welt zurückversetzt wird. Der Roman lebt von der sehr realistischen, detailreichen Schilderung des Lebens innerhalb des phantastischen Rahmens und von der Parallelführung SF-hafter, rein phantastischer und psychologisch-symbolhafter Deutungsmöglichkeiten; erst in der Auflösung überwiegen die letzteren.

Auch *Eine Milliarde Jahre vor dem Weltuntergang* (1976, deutsch in der älteren, leicht gekürzten Fassung auch *Milliarden Jahre...*) bietet verschiedene einander widersprechende Deutungsvarianten, zwischen denen die Autoren keine endgültige Entscheidung treffen. Die Handlung spielt um 1973 in Leningrad. Der Astrophysiker Maljanow wird plötzlich durch teils banale, teils ans Absurde grenzende Ereignisse an der nahen Vollendung einer perspektivreichen neuen kosmogonischen Theorie gehindert und findet heraus, dass

anderen in seinem Bekanntenkreis, die auf ganz unterschiedlichen Gebieten an ungewöhnlichen Dingen forschen, Ähnliches widerfährt. Die Gegenkraft präsentiert sich bald als irdisch-reale Macht, bald als uralter Geheimbund, bald als Außerirdische; nichts davon erklärt die Gesamtheit der Vorgänge. Anscheinend ist es das Weltgebäude selbst, das sich Entwicklungen widersetzt, die es in fernster Zukunft gefährden könnten. Das Thema des Romans sind indes die unterschiedlichen Reaktionen der Forscher auf jene gesichtslose Übermacht; ein Einziger von ihnen setzt seine Arbeit trotz allem fort.

Satire, Grotteske, Parodie

Neben diesen Romanen, die zur »ernsthaften« SF gehören oder ihr zumindest nahestehen, bilden die Satiren und Grottesken einen weiteren Strang im Schaffen der Strugatzkis. In Russland außerordentlich beliebt ist *Der Montag fängt am Samstag an* (1965, in einer früheren und wesentlich schlechteren Übersetzung *Montag beginnt am Samstag*), ein Zyklus von drei Novellen, die in einem Institut spielen, wo Zauberei und Magie mit wissenschaftlichen Methoden erforscht und auch betrieben werden. Der Roman lebt von der Verquickung typischer Märchenmotive mit der Begriffswelt moderner Wissenschaft und dem typischen Forschungsbetrieb. Nach dem einfach nur komischen ersten Teil enthält der zweite eine parodistische Reise des Helden in die Welten der sowjetischen und westlichen SF sowie eine Satire auf Scharlatanerie und plump materialistische Vorstellungen von Fortschritt und Wohlstand; der dritte präsentiert ein SF-Rätsel um einen Mann, der diskontinuierlich rückwärts in der Zeit lebt.

Eine Fortsetzung zu diesem Roman – und in der deutschen Ausgabe *Der Montag fängt am Samstag an* als vierter Teil in ihn integriert – ist *Das Märchen von der Troika*. Einige der Helden aus den vorangegangenen Teilen werden dort in eine Außenstelle des Zaubereinstituts geschickt, wo eine demagogisch gefärbte Bürokratie herrscht, die in ihren Auswüchsen ebenso grotesk wie entsetzlich ist. Der Text ist wesentlich düsterer, die Satire schärfer als im *Montag*; es gibt Anklänge an die Verwaltungs-Kapitel von *Die Schnecke am Hang*, doch sind spezifisch sowjetische Zustände und Ideologeme hier deutlicher zu erkennen – beispielsweise erinnert die »Troika« gleichermaßen an die Besetzung der sowjetischen Standgerichte wie an das Triumvirat, das in der frühen Breschnew-Ära die Geschicke der UdSSR lenkte. Von der Novelle existieren zwei Versionen, die sich so gravierend voneinander unterscheiden, dass

in den russischen Strugatzki-Werkausgaben beide abgedruckt werden. Die ältere, aber erst 1987 publizierte Version ist (in der leicht abweichenden Subvariante eines Zeitschriftenabdrucks) die in *Der Montag fängt am Samstag an* integrierte; die Helden schlagen darin die Bürokraten mit deren eigenen Mitteln, werden ihnen dabei jedoch auch ähnlich. In der zweiten, aber schon 1968 in einer sibirischen Provinzzeitung gedruckten (und alsbald verbotenen) Fassung scheitern die Helden und werden erst durch das Auftauchen ihrer Chefs gerettet, die weitaus mächtigere Zauberer sind – ein plakativ angehängtes Happyend, das die Autoren auch ganz unverhohlen als solches ausstellen.

Die zweite Invasion der Marsmenschen (1968, deutsch auch *Die zweite Invasion auf der Erde*) zielt als Satire weniger auf konkrete sowjetische Verhältnisse als auf Konformismus, aber auch auf einen Widerstand, der nichts als Pose ist; die Handlung spielt in einem fiktiven Land, und die Protagonisten haben allesamt die Namen griechischer Götter. Der Titel nimmt Bezug auf Wells' *Krieg der Welten*; diesmal aber haben es die marsianischen Eroberer nicht auf das Blut, sondern nur auf den Magensaft der Menschen abgesehen, den diese per Magensonde auch brav abliefern.

Hotel »Zum Verunglückten Bergsteiger« (1970) hatte in der russischen Fassung den Untertitel »Ein weiteres Requiem auf das Krimigenre« und spielte damit auf Dürrenmatts *Das Versprechen* (1950) an, das der Schweizer Autor als »Requiem auf den Kriminalroman« bezeichnet hatte. (Insbesondere Boris Strugatzki war ein großer Liebhaber und Kenner der ausländischen Kriminalliteratur.) Das *Hotel* ist ein über weite Strecken in blendendem Stil und mit hübschen Details erzählter Kriminalroman, weniger eine Krimi-Parodie als vielmehr eine Imitation nach allen Regeln der Kunst; es geht darin um Morde in einem vorübergehend von der Umwelt isolierten Hotel in den Bergen. Der Versuch, als Lösung des Kriminalrätsels ahnungslose Außerirdische mit ihren Robotern zu präsentieren, die von irdischen Kriminellen (in der zunächst veröffentlichten Fassung mussten die Autoren daraus »Faschisten« machen) missbraucht werden, ist dennoch misslungen, eben weil das klassische Krimigenre keine aus der Luft (oder aus dem Kosmos) gegriffenen Auflösungen verträgt.

Das gemeinsame Spätwerk

Das Spätwerk der Strugatzkis setzt mit Veröffentlichungen im zeitlichen Vorfeld von Perestroika und Glasnost ein, nachdem sich die in den siebziger Jahren prekäre politische Situation der Autoren

seit Beginn der achtziger etwas stabilisiert hatte. Es besteht aus den letzten gemeinsamen Arbeiten, zwei gemeinsam konzipierten, aber von Arkadi allein niedergeschriebenen Erzählungen und zwei nach dem Tode des Bruders von Boris völlig allein verfassten Romanen. Trotz der wechselnden Autorschaft ist es thematisch und stilistisch recht homogen; charakteristisch ist der weitgehende Verzicht auf SF-hafte »Erklärung« der phantastischen Vorgänge bei weiterer Verwendung von einzelnen SF-Motiven und -Kunstgriffen.

Das lahme Schicksal erschien 1986 als eigenständige phantastische Novelle in einer Leningrader Literaturzeitschrift. In allen späteren Ausgaben ist sie (leicht abgewandelt) die Rahmenhandlung eines gleichnamigen Romans, der als Binnenhandlung *Die hässlichen Schwäne* enthält. Nachdem ihm ein früher Band mit originellen phantastischen Erzählungen nichts als Anfeindungen einbrachte, hat sich der Moskauer Schriftsteller Sorokin angepasst und schreibt patriotische Erzählungen über den Zweiten Weltkrieg, heimlich aber an einem ambitionierten Roman, den er geheimzuhalten gedenkt. (In der Zeitschriftenfassung war das die *Stadt der Verdammten*, später dann ist es die Binnenhandlung.) Aus diesem Dasein reißt ihn eine Folge äußerst merkwürdiger Ereignisse, für die sich phantastische Erklärungen aufdrängen, die sich aber teils als simple Zufälle erweisen, teils als Folgen der allerdings durchaus phantastischen Zustände in der realen UdSSR. Als SF-Element Bestand hat ein Computerprogramm, welches das Schicksal von literarischen Manuskripten vorhersagt, nämlich die Gesamtzahl der Leser, die das Werk jemals haben wird. Nachdem Sorokin probeweise sein geheimes Manuskript testen lässt und einen halbwegs respektablen Erfolg prognostiziert bekommt, ringt er sich durch, für die Veröffentlichung zu kämpfen. – Eins der phantastischen Motive, das die Autoren im *Lahmen Schicksal* wieder zurücknehmen, hatten sie in »Fünf Löffel Elixier« (1985) bereits ausgearbeitet: In dieser Erzählung geht es um ein in einer Höhle auf natürliche Weise anfallendes Unsterblichkeitselixier, das aber nur für fünf Menschen ausreicht.

Die Last des Bösen (1989) ist abermals ein Roman, der in alternierenden Kapiteln zwei separate Handlungen vereint. Eine davon wird als Tagebuch des Lehrers Nossow präsentiert, der in einer nicht näher bestimmten nahen Zukunft an einer Eliteschule in einer russischen Provinzstadt unterrichtet. Vor der Stadt hat sich eine hippieähnliche Jugendszene angesiedelt, deren alternativen Lebensstil der Lehrer zwar nicht billigt, die er aber dennoch unter Einsatz seines Lebens gegen einen Pogrom der Stadtbevölkerung

zu verteidigen sucht. Wesentlich phantastischer und vielfältiger ist das zeitlich davor liegende zweite Manuskript, welches schildert, wie ein gottähnlicher »Demiurg« mit seinem Gehilfen Ahasver Lukitsch in dieselbe Stadt kam, um dort nach einem »Heiler« für die Gebrechen der Welt zu suchen, den er schließlich in Nossow findet. Auf der Suche erfüllt er auf wunderbare Weise die Wünsche diverser Gerechtigkeitsapostel, was deren Beschränktheit offenbart. Dieser Handlungsstrang lehnt sich unverhohlen an Bulgakows *Meister und Margarita* an und wird dem Vorbild durchaus gerecht; überaus originell sind auch verschiedene als Rückblenden erzählte Binnenhandlungen, etwa aus dem Leben von Ahasver Lukitsch, der sich als der Evangelist Johannes erweist, von einem Rivalen Mohammeds oder von einer Umdeutung der Rolle des Judas Ischariot.

Zur letzten gemeinsamen Schaffensphase der Strugatzkis gehört auch, dass sie sich gelegentlich wieder kürzeren Formen zuwandten, nachdem sie nach 1963 das Schreiben von Kurzgeschichten aufgegeben hatten. Kürzere Werke sind u.a. die schon erwähnten »Fünf Löffel Elixier« sowie zwei von Arkadi allein niedergeschriebene und unter dem Pseudonym »S. Jaroslawzew« veröffentlichte Erzählungen. In der kürzeren der beiden, »Aus dem Leben des Nikita Woronzow« (1984), durchlebt ein Mann einen mehrjährigen Abschnitt seines Lebens unter geringfügig variierenden Umgebungsbedingungen immer wieder von vorn, wobei er sich an sein Vorleben erinnert, aber nicht aus dem ewigen Kreis ausbrechen kann. Die existenzialistische, desillusionierte Sicht auf ein Leben des Einzelnen in einer kaum veränderbaren Welt tritt noch stärker in der Hundertfünfzig-Seiten-Novelle »Ein Teufel unter den Menschen« (postum 1993) hervor. Der Held ist darin imstande, durch bloße Willensanstrengung andere zu töten, allerdings muss er wütend auf sie sein. Die Novelle bietet als SF-ähnliche Erklärung an, er habe diese Fähigkeit erworben, nachdem er als Mitglied der Rettungsmannschaften in Tschernobyl verstrahlt wurde; die ausführlichen Rückblenden auf sein früheres Leben wie auch auf die Gegenwart in seiner Heimatstadt, wo er und seine Familie von Funktionären schikaniert werden, legen indes eher die Deutung nahe, dass ihn sein ganzes Leben in der Sowjetunion zu dem Menschenfeind gemacht, der er nun ist, zumal er wegen im Grunde harmloser dissidentischer Aktivitäten jahrelang im Konzentrationslager saß.

Die beiden Romane Boris Strugatzkis

Nach dem Tode seines Bruders hat Boris Strugatzki zwei Romane geschrieben und unter dem Pseudonym »S. Witizki« veröffentlicht, das jedoch nicht die Identität des Autors verbergen, sondern ebenso wie »S. Jaroslawzew« betonen soll, das *die Strugatzkis* mit ihrem gemeinsamen Werk eine untrennbare Einheit waren. *Die Suche nach der Vorherbestimmung oder Der siebenundzwanzigste Lehrsatz der Ethik* (1995) ist ein umfangreicher Roman mit autobiographischen Elementen, dessen Handlung von 1970 bis 2001 reicht, aber mit langen Rückblenden auch Kindheit und Jugend des 1933 geborenen Haupthelden Stas Krasnogorow erfasst. Dieser ist an die zwei Dutzend Mal auf ganz unwahrscheinliche Weise dem scheinbar sicheren Tode entgangen, so als Kind im belagerten Leningrad, bei der Bewerbung zum Studium (wo ihn eine Ablehnung vor dem damals in der UdSSR tödlichen Beruf des Kernphysikers bewahrte) und als Student bei Ferienjobs in Mittelasien, und er fragt sich, zu welchem Zweck ihn das Schicksal wohl aufspart. Erst gegen Mitte des Romans wird das tragende phantastische Element des Romans offenbar: dass mehrere Menschen, die Krasnogorow hätten gefährden können, auf unerklärliche Weise an Explosionen im Hirn gestorben sind. Krasnogorows Versuch einer Karriere als ehrlicher, weil vom Schicksal geschützter und daher nicht erpressbarer Politiker endet mit seinem Tode, nachdem er zwar nicht die Wirkungsweise, wohl aber den Zweck seiner geschützten Existenz erkannt hat. Der letzte Teil, der ihn als erfolgreichen Politiker zeigt, spielte aus der Sicht des Erscheinungsjahres in der nahen Zukunft und enthält neben Prognosen zur Entwicklung Russlands auch SF-Motive; am stärksten ist der Roman aber gerade in den realistischen Passagen über die Belagerung Leningrads und über die bleierne Zeit der Breschnew-Ära.

Kompakter und auch phantastischer ist *Die Ohnmächtigen* (2003). Abgesehen vom ersten Kapitel und einigen Rückblenden spielt die Handlung binnen einer Woche im Sankt Petersburg der Gegenwart. Es geht darin um Leute, von denen jeder eine andere übernatürliche Gabe besitzt – einer hat ein absolutes Gedächtnis, einer kann die Psyche von Menschen manipulieren, einer gebietet über Insekten, usw. Als einer von ihnen von einer Mafia erpresst wird, damit er seine Gabe – in einem Maße, wie er über sie gar nicht verfügt – für deren politische Zwecke einsetze, finden sich die seit langem in kleinkarierte Alltagsroutine abgeglittenen Wundertäter wieder zusammen, um ihn unter Einsatz ihrer speziellen Talente zu verteidigen. Der eigentliche Held des Romans jedoch

ist ihr Meister (»Sensei«), der diese Gaben in ihnen geweckt hat und der seinerzeit als Objekt von Menschenversuchen in der Stalinzeit unsterblich oder zumindest sehr langlebig geworden ist. Er kämpft – immer verzweifelter, immer chancenloser – vor allem gegen den inneren Schweinehund nicht nur im Menschen, sondern in der ganzen Gesellschaft, die längst jede Vision einer wahrhaft humanistischen Fortentwicklung aufgegeben hat – und gegen den ebenfalls langlebigen Leiter jener Menschenversuche von einst, der danach strebt, die Menschheit durch Blut und Terror aus ihrer Lethargie zu reißen.

Verstreutes und Unübersetztes. Die russischen Werkausgaben

Obwohl praktisch alle wichtigsten Arbeiten der Strugatzkis deutsch vorliegen, ist die Zahl der nicht übersetzten Texte relativ hoch; dazu gehören mehrere von Arkadi Strugatzki allein verfasste Werke, insbesondere das SF-Kinderbuch »Expedition in die Hölle« (zuerst unter »S. Jaroslawzew« in zwei Teilen 1974 und 1984 in einer Zeitschrift veröffentlicht). Allein seiner Feder entstammen auch der realistische Roman »Die Asche von Bikini« (1956), dessen nomineller Koautor L. Petrow (ein Armeekamerad Arkadis, aber zugleich Schwiegersohn Chruschtschows) nur an der Konzeption mitgewirkt hat, und der SF-Roman »Eine andere Welt« (1961), der unter dem Namen von G. Grebnew erschien, aber de facto nach ein paar Ideenskizzen dieses Autors vom Verlagslektor Strugatzki als Ghostwriter verfasst wurde.

Den Löwenanteil des nicht ins Deutsche Übersetzten bilden indes die dramatischen Werke – Theaterstücke und Filmszenarien, die meist nach Romanen und Novellen entstanden, mitunter aber auch vor ihnen, wie etwa bei *Der Junge aus der Hölle*, und die von den Prosafassungen manchmal weit genug abweichen, um als völlig eigenständige Werke gelten zu können. Übersetzt ist davon nur – unter verschiedenen deutschen Titeln – »Die Wunschmaschine«, eins der Szenarien für Tarkowskis *Stalker*. In Deutschland aufgeführt, aber nicht als Text publiziert wurde das Theaterstück »Juden der Stadt Petersburg!«, oder Unfrohe Gespräche bei Kerzenschein« (1990), das die Reaktionen angepasster Sowjetbürger auslotet, als diese in ihrer Eigenschaft als Reiche, Juden, Politikaster, Wüstlinge, Parasiten etc. aufgefordert werden, sich zwecks Deportation an einem bestimmten Ort einzufinden.

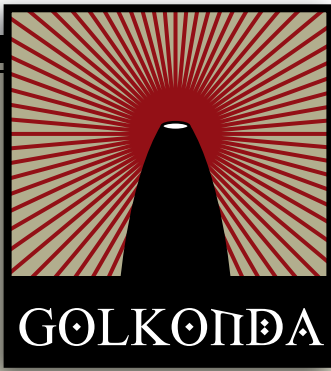
Ein Großteil der Szenarien ist, obwohl deutlich älteren Datums, erst um 1990 veröffentlicht worden. Teils um dieselbe Zeit, teils erst 2001 ist eine beachtliche Zahl früher Texte zum Vorschein gekommen, die die Strugatzkis einzeln oder gemeinsam verfasst, aber als für die weitere Arbeit unergiebig verworfen hatten. Es handelt sich dabei um abgeschlossene Erzählungen wie Arkadi Strugatzkis ältestes erhaltenes SF-Werk »Wie Kang starb« (von einem quasi unsterblichen Urzeitmonster, geschrieben 1946) oder die Erzählung »Sandfieber«, die stilistisch aus dem sowjetischen SF-Kontext jener Zeit völlig herausfallende erste Gemeinschaftsarbeit der Autoren (verfasst um 1955), aber auch um Vorarbeiten, stark abweichende erste Fassungen und nicht verwendete Kapitel zu veröffentlichten Romanen. Erst vor kurzem ist das Szenarium »Die Hexe« wieder aufgetaucht und veröffentlicht worden, das Arkadi Strugatzki für Tarkowski verfasst, jener in seinen Memoiren auch erwähnt, aber vorgeblich nicht benutzt hatte. Es ist jedoch offensichtlich, dass die Fabel dieses Szenariums Tarkowskis Film »Das Opfer« zugrunde liegt.

Der überwiegende Teil dieser Texte ist heute nur noch von werkgeschichtlichem Interesse und verdankt seine Veröffentlichung der Existenz mehrerer russischer Strugatzki-Werkausgaben, die miteinander um die größtmögliche Vollständigkeit wetteifern; es gibt inzwischen auch eine vierbändige Ausgabe »Die unbekannt-

Strugatzkis«, die ausschließlich Textvarianten enthält und in der vor allem die ursprünglichen Manuskriptpassagen interessant sind, die unter dem Druck der Zensur für die Veröffentlichung erheblich abgeändert werden mussten. Die Intensität dieser quasi akademisch-literaturwissenschaftlichen Aufarbeitung in Büchern, die nicht die Auflagenhöhen der Romane erreichen, aber durchaus an ein allgemeines Publikum adressiert sind und auch in derselben Buchreihe des russischen SF-Marktführers »AST« erscheinen, ist ein Indiz für die außerordentlich hohe Wertschätzung, die das Œuvre der Strugatzkis in ihrer Heimat nach wie vor genießt.

Erik Simon (Jahrgang 1950) hat durch seine Tätigkeit als Lektor, Herausgeber, Übersetzer und SF-Theoretiker die Entwicklung der SF in der DDR maßgeblich beeinflusst. Heute lebt und arbeitet er als freier Übersetzer und Lektor in Dresden. Seine fiktionalen Texte erscheinen innerhalb einer Werkausgabe im Shayol Verlag. Zusammen mit Sascha Mamczak gibt er die GESAMMELTEN WERKE der Brüder Strugatzki heraus.

© 2010 by Erik Simon
Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Autors



Gazette

HANS-PETER NEUMANN

Bibliographie der deutschsprachigen Ausgaben der belletristischen Werke von Arkadi und Boris Strugatzki

In der nachfolgenden Bibliographie sind die in deutscher Sprache vorliegenden belletristischen Werke von Arkadi und Boris Strugatzki – chronologisch nach ihrem erstmaligen Erscheinen in russischer Sprache geordnet – aufgeführt. Beim Vorliegen mehrerer Werke innerhalb eines Jahres erfolgte die Anordnung alphabetisch.

Die Einträge sind wie folgt aufgebaut:

Lfd. Nummer. Titel [**fett** gedruckte Titel kennzeichnen Werke, die als Buch erschienen sind, *kursiv* gehaltene Titel Hefte]. Untertitel. Erzählform. [Angaben zum Herausgeber]
Originaltitel. Angaben zur Erstveröffentlichung und ggf. zur Publikationsgeschichte

[bei selbständigen Veröffentlichungen (Buch, Heft):]

Verlag, Verlagsort (Reihenverweise). Übersetzer. Angabe zu Vor- und Nachworten.

Jahr: Auflagenbezeichnung. Seitenzahl des gesamten Buchblocks. Ausstattung und Größe. Titelbildgestalter. Illustrator(en). ISBN. Preis
Bei Erzählungsbänden: Enthaltene Texte

[bei unselbständigen Veröffentlichungen:]

Name und Nummer des Periodikums *oder* Herausgeber und Titel der Anthologie *oder* Titel des Sammelbandes. Verlag, Verlagsort und Jahr (Reihenverweise). Seitenzahl. Übersetzer. Illustrator

Für die GOLKONDA-GAZETTE wurden die bibliographischen Angaben zu den einzelnen Titeln etwas gekürzt. In voller Ausführlichkeit kann der geneigte Nutzer sich auf der Golkonda-Homepage über das Werk der Strugatzkis informieren. Hier findet sich neben einer das Werkessay von Erik Simon begleitenden Kurzbibliographie auch eine Komplettbibliographie sowohl in alphabetischer als auch in chronologischer Ordnung.

Die Strugatzki-Bibliographie, die in unterschiedlicher Aktualität und Ausführlichkeit schon mehrfach veröffentlicht wurde, ist das Ergebnis einer langjährigen Zusammenarbeit mit Ivo Gloss und Erik Simon unter Mithilfe russischer Mitarbeiter und Quellen. Ihnen allen gebürt daher an dieser Stelle Dank für die unermüdliche Arbeit.

Abkürzungen:

dass.	dasselbe [hier immer auf die Textvariante bezogen]
d.i.	das ist
f.	folgende
Hrsg.	Herausgeber (herausgegeben von)
Ill.	Illustrationen (illustriert von)
Kart.	Karton / kartoniert (der Buchblock ist mit einem flexiblen Kartoneinband versehen: die Einbandart der meisten Taschenbücher und der sogenannten Paperback-Ausgaben)
Ln.	Leinen
N.N.	Nomen Nescio [Name des Verfassers, Übersetzers, Illustrators etc. unbekannt]
PpBd.	Pappband (Buchrücken und -deckel mit Papier bezogen)
s.	siehe

S.	Seite
s.d.	siehe dort
SU	Schutzumschlag
TB	Taschenbuch
Ü.	Übersetzer
u.d.T.	unter dem Titel
[]	eckige Klammern kennzeichnen alle Kommentare, darunter auch Angaben, die aus den Publikationen nicht direkt hervorgehen
< >	spitze Klammern kennzeichnen Sachtexte (wie Vor- und Nachworte) innerhalb der Inhaltsangabe von Sammelbänden um eine leichtere Unterscheidung zu Erzählungstiteln zu ermöglichen

Reihenabkürzungen:

AtV	Aufbau Taschenbücher im Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin
BLSFBest	Bastei Lübbe Science Fiction Bestseller. Unterreihe in der Taschenbuchreihe Bastei Lübbe Science Fiction im Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe, Bergisch Gladbach
HSF	Heyne Science Fiction & Fantasy. Taschenbuchreihe im Wilhelm Heyne Verlag, München
KSF	Knaur Science Fiction. Taschenbuchreihe in der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München/Zürich
MSF	Moewig Science Fiction. Taschenbuchreihe im Moewig Verlag, München bzw. Moewig Taschenbuch Verlag, Rastatt
PhB	Phantastische Bibliothek. Reihe innerhalb der Suhrkamp Taschenbücher
st	suhrkamp taschenbuch. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main
USF	Ullstein Science Fiction. Taschenbuchreihe im Ullstein Verlag, Frankfurt/M. – Berlin – Wien

1955

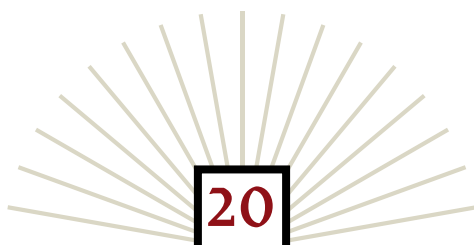
1. In der Menge verloren. [Erzählung von Boris Strugazki]
 Затерянный в толпе. Geschrieben im August 1955, EV: 2001 in: Собрание сочинений А. и В. Стругацких в 11 томах, том 11: Неопубликованное. Публицистика. [Gesammelte Werke in 11 Bänden. Band 11: Unveröffentlichtes. Publizistik]
 In: Pandora. Science Fiction & Fantasy, Nr. 1 (Frühjahr 2007), S. 180–185. Ü.: Erik Simon. Ill.: Florian Rößler

1956

2. Sandfieber. [Erzählung]
 Песчаная горячка. Geschrieben um 1956; EV: 1990 im Sewastopoler Fanzine Фэнзор, Nr. 2/1990; 2001 in: Собрание сочинений А. и В. Стругацких в 11 томах, том 11: Неопубликованное. Публицистика. [Gesammelte Werke in 11 Bänden. Band 11: Unveröffentlichtes. Publizistik]
 In: Alien Contact Jahrbuch für Science Fiction und Fantasy 2004. Sammelband der Ausgaben 58 bis 63. Shayol Verlag, Berlin 2005. S. 292–298.
 Ü.: Erik Simon. Ill.: Manfred Lafrentz

1958

3. Aus anderen Sphären. [Erzählung]
 Извне [Von draußen]. Kurzfassung: 1958 in der Zeitschrift Техника – молодежи [Technik für die Jugend], Nr. 1/1958; vollständig (als »Novelle in 3 Erzählungen«): 1960 in der Collection »Шесть спичек« [Sechs Streichhölzer]
 In: Sowjetliteratur, Nr. 1/1982, S. 8–37. Ü. (gekürzt [nur die 2. und 3. Erzählung nach der Fassung von 1960, ohne Schlußpassagen]): Lazar Steinmetz
4. Spontaner Reflex. [Erzählung]
 Спонтанный рефлекс. 1958 in der Zeitschrift Знание – сила [Wissen ist Macht], Nr. 8/1958
- 4.1. Boris und Arkadi Strugatzki: Roboter auf Abwegen. In: Wochenpost, Nr. 52/1959, S. 13, 16 und 20. Ü.: N.N. Ill.: Klaus Poche
- 4.2. Arkadi und Boris Strugatzki: Spontaner Reflex. In: [Anonym (Hrsg.):] Der Bote aus dem All. Erzählungen sowjetischer Schriftsteller. Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau [1960]. S. 121–147. Ü.: E[rich] Einhorn
- 4.3. Arkadi Strugatzki: Das mechanische Gespenst. In: Revue rund um die Welt, Nr. 6/1960, S. 76–84. [Irrtümlich nur Arkadi Strugatzki als Autor genannt]. Ü.: N.N. [nicht identisch mit 4.1. und 4.2.] Ill. [aus Знание – сила, 8/1958]: J. Uschakow
- 4.4. Arkadi und Boris Strugatzki: Ein Roboter bricht aus. In: A. und B. Strugatzki: Ein Roboter bricht aus / [W. Schurawlewa: Ein Diamant von 20 000 Karat]. Verlag Neues Leben, Berlin 1963 (Das neue Abenteuer, Nr. 210). S. 3–17. Ü. [wie 4.2.]: Erich Einhorn. Ill.: Hans Råde
- 4.5. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Ein Roboter bricht aus / W. Firsov: Meuterei auf dem Mond. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1969 (kap. Nr. 79). S. 3–26. Ill.: Hans Råde [nicht identisch mit Ill. von 4.4.]
- 4.6. Dass. [leicht überarbeitet] in: Lothar Grünewald (Hrsg.): Flug zum Alpha Eridani. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1970. S. 201–222
- 4.7. Dass. wie 4.6. [Fortsetzungsabdruck] in: Junge Welt, Nr. 233 vom 1.10.1970 – Nr. 240 vom 9.10.1970 (7 Folgen)
- 4.8. Dass. in: X. Magazin für Naturwissenschaft und Technik, Nr. 12/1971, S. 58–63. Ü.: Erich Eichhorn [d.i. Erich Einhorn]



1959

5. **Atomvulkan Golkonda.** [Roman]

Страна багровых туч [Das Land der Purpurwolken]. 1959

- 5.1. A. und B. Strugazki: Atomvulkan Golkonda. Wissenschaftlich-phantastischer Roman. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin. Ü.: Willi Berger
- 5.1.1. 1961: 1. Auflage (Buch des Monats). 288 S. Hellgelbes Ln. mit rot geprägter Beschriftung auf Vorderdeckel und goldgeprägter Rückenbeschriftung auf rotem Schild und roten Ornamenten, SU, roter Kopfschnitt, Lesebändchen. 19,5 × 12 cm. Einband: Helga Klein, SU: Christoph Ehbets. Redakteur: Welta Ehler. DM 5,00 (für Abonnenten)
- 5.1.2a. 1961: [2. Auflage]. 55.–74. Tsd. Hintere SU-Klappe: jetzt Verlagswerbung statt »Buch des Monats«-Information. Sonst wie 5.1.1.
- 5.1.2b. [Teilaufgabe:] Sonderausgabe für die Kleine Hausbibliothek. [Veränderte Einbandgestaltung:] Ln. beige, Vorderdeckel ill. mit stilisiertem Raumschiff, Rückenbeschriftung in zweigeteiltem Schild. Einband: Walter Schiller und Helga Klein. Sonst wie 5.1.2a.
- 5.1.3. 1961: [3. Auflage]. 75.–89. Tsd. Einbandgestaltung wie 5.1.2b. Sonst wie 5.1.2a.
- 5.2. Arkadi und Boris Strugazki: Atomvulkan Golkonda. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin (Kleine Jugendreihe, Nr. 1, 2 und 3/1961). Ü. (stark gekürzte Fassung): Willi Berger
1961: [1. Auflage]. 64 S. + 64 S. + 64 S. 3 Hefte. 15 × 11 cm. Umschlag und Ill.: Werner Ruhner. Je DM 0,35
- 5.3. [Fortsetzungsabdruck] in: Das Volk, Erfurt. 11.3.1961–12.8.1961 (116 Folgen)
- 5.4. [Fortsetzungsabdruck] in: Freie Presse, Zwickau. 5.6.1961–15.9.1961 (88 Folgen)
- 5.5. A. und B. Strugazki: Atomvulkan Golkonda. Wissenschaftlich-phantastischer Roman. Gebrüder Weiß Verlag, Berlin-Schöneberg. Ü. [wie 5.1.]: Willi Berger
[1962]: [1. Auflage dieser Ausgabe]. 288 S. Orangefarbenes Ln. mit SU, gelber Kopfschnitt. 19,5 × 13 cm. Umschlagentwurf [wie 5.1.]: Christoph Ehbets. DM 7,80
- 5.6. Arkadij und Boris Strugatzki: Atomvulkan Golkonda. Science Fiction-Roman. [Einband: A. und B. Strugazki: Atomvulkan Golkonda]. Wilhelm Heyne Verlag, München (HSF 3377). Ü. [wie 5.1.]: Willi Berger
1974: [1. Auflage der] Genehmigte[n] Taschenbuchausgabe. 224 S. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagentwurf: C. A. M. Thole. Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München. ISBN 3-453-30254-0. DM 3,80
6. Die Niederlage. [Erzählung]
Поражение. 1959 u.d.T. »Белый конус Алаида« [Der weiße Kegel Alaiids] in der Zeitschrift Знание – сила [Wissen ist Macht], Nr. 12/1959, 1960 dass. erstmals u.d.T. »Поражение« [Die Niederlage] in der Collection »Шесть спичек« [Sechs Streichhölzer]; 1967 verändert als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 6.1. Arkadij und Boris Strugatzki: Der weiße Konus Alaiids. In: [Anonym (Hrsg.):] Science Fiction 1. Wissenschaftlich-phantastische Erzählungen aus Rußland. R. Piper & Co. Verlag, München 1963. S. 239–263. Ü.: Ruth Elisabeth Riedt
- 6.2. A. Strugatzki und B. Strugatzki: Das Ei. In: Mirra Ginsburg (Hrsg.): Draußen im Weltraum und andere russische SF-Stories. Wilhelm Heyne Verlag, München 1970 (HSF 3216). S. 101–121. Ü. [aus dem amerikanischen Engl. (The White Cone of Alaid)]: Birgit Reiß-Bohusch
- 6.3. Arkadi und Boris Strugazki: Die Niederlage. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 295–327. Ü.: Aljonna Möckel. [NA: 1980]
- 6.4. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlaganstalt Th. Knauer Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 205–226
- 6.5. Arkadij & Boris Strugatzki: Das Ei. In: Wolfgang Jeschke (Hrsg.): Science Fiction Jubiläumsband: 25 Jahre Heyne Science Fiction & Fantasy 1960–1985. Das Lesebuch. Wilhelm Heyne Verlag, München 1985 (HSF 06/4000). S. 283–302. Ü. [wie 6.2.]: Birgit Reiß-Bohusch
- 6.6. Arkadi und Boris Strugazki: Die Niederlage. In: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 186–207. Ü. [wie 6.3.]: Aljonna Möckel
- 6.7. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 164–183
7. Sechs Streichhölzer. [Erzählung]
Шесть спичек. 1959 in der Zeitschrift Знание – сила [Wissen ist Macht], Nr. 3/1959; 1960 in der gleichnamigen Collection
- 7.1. Arkadi und Boris Strugazki: Sechs Streichhölzer. In: Anonym (Hrsg.): Das Herz der Schlange. Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau [1961]. S. 261–304. Ü.: H. Liebknecht
- 7.2. Arkadij und Boris Strugatzki: Die sechs Streichhölzer. In: [Anonym (Hrsg.):] Science Fiction 1. Wissenschaftlich-phantastische Erzählungen aus Rußland. R. Piper & Co. Verlag, München 1963. S. 265–290. Ü.: Ruth Elisabeth Riedt
- 7.3. Dass. wie 7.1. in: Klaus Walther (Hrsg.): Marsmenschen. Kosmische und kybernetische Abenteuer. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1966. S. 273–297. [NA: 1967]
- 7.4. Dass. in: Klaus Walther (Hrsg.): Marsmenschen. Kosmische und kybernetische Abenteuer. Die Buchgemeinde, Wien [1966]. S. 273–297
- 7.5. Arkadi und Boris Strugazki: Sechs Streichhölzer. In: Sowjetliteratur, Nr. 5/1968, S. 90–108. Ü.: Ignaz Wraczek. Ill.: Leonid Lamm
- 7.6. Arkadi und Boris Strugazki: Das Experiment. Eine phantastische Erzählung. In: Freie Welt, Nr. 35/1968, S. 22–27. Ü.: [wie 7.5., leicht gekürzt] Ignaz Wraczek. Ill.: Horst Bartsch
- 7.7. Arkadi und Boris Strugazki: Neutrino-Strahlen. In: I. Jefremow: Begegnung im All / [A. und B. Strugazki: Neutrino-Strahlen]. Militärverlag, Berlin 1969 (Meridian 18). S. 65–80. Ü. [wie 7.5., bearbeitet]: Ignaz Wraczek
- 7.8. Arkadij und Boris Strugatzki: Sechs Streichhölzer. In: Brian W. Aldiss und Sam J. Lundwall (Hrsg.): Der große Heyne World SF Omnibus. Wilhelm Heyne Verlag, München 1991 (HSF 06/4746). S. 213–238. Ü. (aus dem Englischen): Norbert Stöbe
8. Spezielle Voraussetzungen. [Erzählung]
Частные предположения. 1959 in der Zeitschrift Знание – сила [Wissen ist Macht], Nr. 8/1959; 1960 in der Collection »Шесть спичек« [Sechs Streichhölzer]; [bearbeitete Fassung:] 1960 in der Anthologie Альфа Эридана [Alpha Eridani]
- 8.1. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 61–93. Ü.: Aljonna Möckel. [NA: 1980]
- 8.2. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlaganstalt Th. Knauer Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 47–68
- 8.3. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 26–47
- 8.4. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 24–43
9. Das vergessene Experiment. [Erzählung]
Забывтый эксперимент. 1959 in der Zeitschrift Знание – сила [Wissen ist Macht], Nr. 8/1959; 1960 in der Collection »Шесть спичек« [Sechs Streichhölzer]
In: Herbert Krempien (Hrsg.): Fenster zur Unendlichkeit. 16 Begegnungen mit der Zeit. Anthologie sowjetischer Phantastik. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1974. S. 50–81. Ü.: Aljonna Möckel. [NA: 1975]

1960

10. **Ausnahmезustand.** [Erzählung]
Чрезвычайное происшествие [Ein besonderes Vorkommnis]. 1960 in der Collection »Путь на Амальтею« [Der Weg zur Amalthea]
In: X. Unsere Welt heute. Aktuelles Magazin für Naturwissenschaft und Technik, Nr. 6/1970, S. 51–55. Ü. [aus dem Englischen]: N.N.
11. **Nacht auf dem Mars.** [Erzählung]
Ночь на Марсе. 1960 u.d.T. »Ночь в пустыне« [Die Nacht in der Wüste] in der Collection »Путь на Амальтею« [Der Weg zur Amalthea], ebenfalls 1960 u.d.T. »Ночью на Марсе« [Nachts auf dem Mars] in der Zeitschrift Знание – сила [Wissen ist Macht], Nr. 6/1960; 1967 verändert u.d.T. der übersetzten Fassung als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 11.1. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 5–32. Ü.: Aljonna Möckel. [NA s.: 28.]
11.2. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 7–25
11.3. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 7–25
11.4. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 7–23
12. **Tiefsee-Erkundung.** [Erzählung]
Глубокий поиск. 1960 in der Collection »Шесть спичек« [Sechs Streichhölzer]; 1962 u.d.T. »Моби Дик« [Moby Dick] Teil des Episodenromans »Возвращение (Полдень, 22-й век)« [Rückkehr (Mittag, 22. Jahrhundert)]; 1967 verändert unter dem ursprünglichen Titel als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 12.1. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 139–169. Ü.: Aljonna Möckel. [NA: 1980]
12.2. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 99–119
12.3. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 79–100
12.4. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 71–89
13. **Der Weg zur Amalthea.** [Erzählung]
Путь на Амальтею. 1960 in der gleichnamigen Collection
In: [Erik Simon (Hrsg.):] Der Weg zur Amalthea. Eine Anthologie sowjetischer phantastischer Erzählungen. Gemeinschaftsausgabe der Verlage MIR, Moskau, und Das Neue Berlin, Berlin 1979. S. 5–86. Ü.: Traute und Günther Stein. [NA: 1982: S. 5–87]

1961

14. **Ein gut eingerichteter Planet.** [Erzählung / Romankapitel]
Благоустроенная планета. 1961 im Almanach »Мир приключений« [Welt der Abenteuer], Bd. 6; verändert [als Teil des Vorabdrucks »Полдень XXII век: главы из повести »Возвращение«] [Mittag, 22. Jahrhundert: Kapitel aus dem Roman »Рückkehr“] in der Zeitschrift Уран, Nr. 6/1961; dass. 1962 als Teil des Episodenromans »Возвращение (Полдень, 22-й век)« [Rückkehr (Mittag, 22. Jahrhundert)]; 1967 erneut verändert als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 14.1. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 229–273. Ü.: Aljonna Möckel. [NA: 1980]
14.2. Dass. in: W. Gakow (Hrsg.): Gut eingerichtete Planeten. Phantastische Geschichten [aus der Sowjetunion]. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1982. S. 199–228. [NA: 1984, 1988: S. 205–234]
14.3. Dass. in: W. Gakow (Hrsg.): Gut eingerichtete Planeten. Phantastische Geschichten [aus der Sowjetunion]. Hohenheim Verlag, Hamburg 1988. S. 205–234
14.4. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 161–190
14.5. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 141–171
14.6. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 125–151
15. **Der Jäger.** [Erzählung / Romankapitel]
Свидание [Das Wiedersehen]. 1961 [als Teil des Vorabdrucks »Полдень XXII век: главы из повести »Возвращение«] [Mittag, 22. Jahrhundert: Kapitel aus dem Roman »Рückkehr“] in der Zeitschrift Урал, Nr. 6/1961; dass. 1962 u.d.T. »Люди, люди...« [Menschen, Menschen ...] als Teil des Episodenromans »Возвращение (Полдень, 22-й век)« [Rückkehr (Mittag, 22. Jahrhundert)]; 1967 verändert als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 15.1. In: Edwin Orthmann (Hrsg.): Das Zeitfahrrad. Wissenschaftlich-phantastische Erzählungen aus aller Welt. Verlag Neues Leben, Berlin 1974. S. 461–476. Ü. [nach der Fassung von 1961]: Aljonna Möckel. Ill.: Werner Ruhner
15.2. Dass. in: [Edwin Orthmann (Hrsg.):] Das Raumschiff. Wissenschaftlich-phantastische Erzählungen aus aller Welt. Verlag Neues Leben, Berlin 1977. S. 294–305. Ill. [neu nach dem Motiv von 15.1.]: Werner Ruhner. [3 NA: 1979, 1980, 1981]
15.3. Dass. in: Georg Telemann (Hrsg.): Das Raumschiff. Wissenschaftlich-phantastische Erzählungen aus aller Welt. Herder Verlag, Freiburg · Basel · Wien 1977. S. 294–305. Ill. [wie 15.2.]: Werner Ruhner
15.4. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 274–294. Ü.: Aljonna Möckel. Die Übersetzung wurde [von Erik Simon] der letzten Fassung des Originaltextes [von 1967] angeglichen. [NA: 1980]
15.5. Dass.: Arkadi und Boris Strugatzki: Der Jäger. In: Franz Rottensteiner (Hrsg.): Polaris 10. Ein Science-fiction-Almanach. Arkadi und Boris Strugatzki gewidmet. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1986 (st 1248, PhB 171). S. 82–93
15.6. Dass. wie 15.1. in: Michael Szameit (Hrsg.): Aus dem Tagebuch einer Ameise. Wissenschaftlich-phantastische Tiergeschichten. Verlag Neues Leben, Berlin 1985. S. 86–96. Ill.: Werner Ruhner
15.7. Dass. (redaktionell gekürzt) in: Freie Welt, Nr. 10/1986, S. 34 f. und S. 42. Ill.: [Klaus] Müller
15.8. Dass. wie 15.4. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 191–203
15.9. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 172–185
15.10. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 152–163
16. **Kerzen vor dem Pult.** [Erzählung / Romankapitel]
Свечи перед пультом. 1961 in der Anthologie »Янтарная комната« [Das Bernsteinzimmer]; 1962: Teil des Episodenromans »Возвращение (Полдень, 22-й век)« [Rückkehr (Mittag, 22. Jahrhundert)]; 1967 verändert als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 16.1. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 170–207. Ü.: Aljonna Möckel. [NA: 1980]
16.2. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 121–145

- 16.3. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 101–126
- 16.4. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 90–112
17. Planetenerkunder. [Erzählung]
 Десантники [Landeflieger]. 1961 [als Teil des Vorabdrucks »Полдень XXII век: главы из повести »Возвращение« [Mittag, 22. Jahrhundert: Kapitel aus dem Roman „Rückkehr“]] in der Zeitschrift Урал, Nr. 6/1961; dass. 1962 als Teil des Episodenromans »Возвращение (Полдень, 22-й век)« [Rückkehr (Mittag, 22. Jahrhundert)]; 1967 verändert als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 17.1. In: Edwin Orthmann (Hrsg.): Das Zeitfahrrad. Wissenschaftlich-phantastische Erzählungen aus aller Welt. Verlag Neues Leben, Berlin 1974. S. 477–509. Ü. [nach der Fassung von 1961]: Aljonna Möckel. Ill.: Werner Ruhner
- 17.2. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 94–138. Ü.: Aljonna Möckel. Die Übersetzung wurde [von Erik Simon] der letzten Fassung des Originaltextes [von 1967] angeglichen. [NA: 1980]
- 17.3. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemerschel Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 69–98
- 17.4. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 48–78
- 17.5. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 44–70

1962

18. Fluchtversuch. [Roman]

Попытка к бегству. 1962 in der Anthologie: Фантастика, 1962 год [Phantastik des Jahres 1962]

- 18.1. Arkadi und Boris Strugazki: Fluchtversuch. In: Hannelore Menke (Hrsg.): Fluchtversuch. Phantastische Erzählungen [aus der Sowjetunion]. Verlag Volk und Welt, Berlin 1976. S. 81–202. Ü.: Dieter Pommerenke. [NA: 1977, 1978]
- 18.2. Arkadi und Boris Strugatzki: Fluchtversuch. Science-fiction-Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 872, PhB 89). Ü. [wie 18.1.]: Dieter Pommerenke
 1983: 1. Auflage. 128 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagzeichnung: Thomas Franke. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37372-2. DM 7,00

19. Praktikanten. [Episodenroman]

Стажеры. 1962

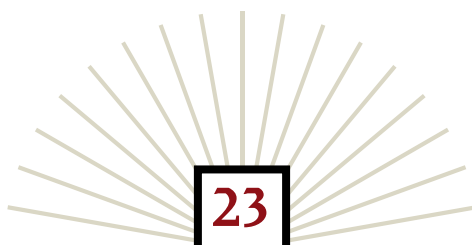
- 19.1. [Auszug] u.d.T. »Der Mensch muß leben«.
 19.1.1. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 33–60. Ü. [für die Einzelpublikation leicht bearbeitet]: Aljonna Möckel. [NA: 1980]
 19.1.2. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemerschel Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 27–45
 19.1.3. „Ring 1“. Der Mensch muß leben. In: A. und B. Strugazki: Praktikanten. Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1994 (AtV 1026). S. 259–278. Ü. [kompletter Text]: Aljonna Möckel
- 19.2. [Auszug] u.d.T. »Die Geschichte von der gigantischen Fluktuation« / »Der Unwahrscheinlichkeitsmann« / »Die große Ausnahme«
 19.2.1. Arkadi und Boris Strugazki: Die große Ausnahme. In: [Wolfgang Meinel (Hrsg.):] Vier Geschichten sowjetischer Phantastik [Fanzine, Ilmenau 1975]. S. 9–16. Ü. [aus dem Englischen]: Wolfgang Meinel. Ill.: Wolfgang Meinel
 19.2.2. Arkadi und Boris Strugatzki: Der Unwahrscheinlichkeitsmann. In: Maxim Jakobowski (Hrsg.): Quasar 2. Science Fiction aus vier Kontinenten. Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe, Bergisch Gladbach 1980 (BLSFBest 22019). S. 123–135. Ü. [nach der englischen Ü. von Gladis Evans »The Giant Fluctuation«]: Marcel Bieger
 19.2.3. Arkadi und Boris Strugazki: Die Geschichte von der gigantischen Fluktuation. In: Jewgeni Brandis (Hrsg.): Der Wurfspieß des Odysseus. NL, Berlin 1981. S. 69–77. Ü.: Erik Simon
 19.2.4. Dass. wie 19.2.3. in: Franz Rottensteiner (Hrsg.): Polaris 10. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1986 (st 1248, PhB 171). S. 71–81
 19.2.5. Dass. in: A. und B. Strugazki: Praktikanten. Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1994 (AtV 1026). S. 190–203
- 19.3. [Auszug] u.d.T. »Die Ballade vom einbeinigen Besucher«.
 19.3.1. In: Erik Simon (Hrsg.): Lichtjahr 5. Ein Phantastik-Almanach. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1986. S. 95–102. Ü.: Erik Simon. Ill.: Hans-Jörg Kotulla. [Titel im Inhaltsverzeichnis: Die Legende vom einbeinigen Besucher]
 19.3.2. Dass. in: Terminator Extra 5: Arkadi und Boris Strugazki (Fanzine, Berlin 1992). S. 46–49
 19.3.3. Dass. in: A. und B. Strugazki: Praktikanten. Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1994 (AtV 1026). S. 247–252
- 19.4. Arkadi und Boris Strugatzki: Praktikanten. Zwei Kapitel aus dem Episodenroman (11. Dione. Auf allen Vieren / 12. „Ring 1“. Die Ballade vom einbeinigen Besucher). In: Terminator Extra 5: Arkadi und Boris Strugazki (Fanzine, Berlin 1992). S. 25–52. Ü.: Erik Simon. Ill.: Renate Gloss
- 19.5. Arkadi und Boris Strugatzki: Praktikanten. Phantastischer Roman. Aufbau Taschenbuch Verlag (AtV 1026). Ü.: Aljonna Möckel (Kapitel 1–6, 13, Prolog und Epilog) und Erik Simon (Kapitel 7–12)
 1994: 1. Auflage. 288 S. Kart. 18 × 11 cm. Umschlaggestaltung: Torsten Lemme unter Verwendung einer Ill. von Rainer Fischer. Reihengestaltung nach einem Entwurf von Sabine Müller, FAB-Verlag, Berlin. ISBN 3-7466-1026-5. DM 14,80

1963

20. Der ferne Regenbogen. [Roman]

Далекая Радуга. 1963 [gekürzt] in der Anthologie »Новая сигнальная«, 1964 im gleichnamigen Sammelband

- 20.1. Arkadi und Boris Strugazki: Der ferne Regenbogen. Eine utopische Erzählung. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Ü.: Aljonna Möckel
 20.1.1. 1971: 1. Auflage, [20 000 Expl.]. 224 S. Ill. PpBd. mit SU. 17 × 10,5 cm. Einband, SU und Ill.: Ulrich Hachulla. M 5,80
 20.1.2. 1973: 2. Auflage, [20 000 Expl.]. Wie 20.1.1.
- 20.2. Arkadij & Boris Strugackij: Der ferne Regenbogen. Science Fiction-Roman. Wilhelm Heyne Verlag, München (HSF 3497). Ü. [wie 20.1.]: Aljonna Möckel
 1976: [1. Auflage der] Genehmigte[n] Taschenbuchausgabe. 144 S. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagentwurf: C. A. M. Thole. Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München. Ill. [wie 20.1.]: Ulrich Hachulla. ISBN 3-453-30787-3. DM 3,80



- 20.3. Arkadi und Boris Strugazki: Der ferne Regenbogen. Eine utopische Erzählung. Verlag Das Neue Berlin, Berlin (SF Utopia). Ü. [wie 20.1.]: Aljonna Möckel
1981: 1. Auflage dieser Ausgabe, [60 000 Expl.]. 160 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagentwurf: Schulz/Labowski. M 4.20
- 20.4. Arkadi und Boris Strugatzki: Der ferne Regenbogen. Eine utopische Erzählung. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 956, PhB 111). Ü. [wie 20.1.]: Aljonna Möckel
1983: 1. Auflage. 144 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagzeichnung: Thomas Franke. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37456-7. DM 7,00
- 20.5. Arkadi und Boris Strugatzki: Der ferne Regenbogen. Eine utopische Erzählung. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2516, PhB 330). Ü. [wie 20.1.]: Aljonna Möckel
1996: 1. Auflage [dieser Ausgabe unter neuer Reihenummer]. 128 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagfoto: Hans-Jürgen Burkard/Bilderberg. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-39016-3. DM 12,80
21. Von Wanderern und Reisenden. [Erzählung]
О странствующих и путешествующих. 1963 in der Anthologie Фантастика, 1963 год [Phantastik des Jahres 1963]; 1967 als Kapitel des Episodenromans »Полдень XXII век« [Mittag, 22. Jahrhundert]
- 21.1. »Wanderer und Reisende« in: INFO Nr. 1 [Fanzine, Halle], Oktober 1971, S. 5–7 und Nr. 2, Dezember 1971, S. 4 f. Ü. [aus dem Englischen und leicht gekürzt]: Klaus Reißmann
- 21.2. Dass. in: INFO Nr. 10, [Fanzine, Halle], April 1973, S. 17–24. Ü.: Klaus Reißmann [bearbeitet von Erik Simon]
- 21.3. Arkadi und Boris Strugatzki: Wanderer und Reisende. In: Franz Rottensteiner (Hrsg.): Polaris 2. Ein Science Fiction Almanach. Insel Verlag, Frankfurt/M. 1974 (it 74). S. 193–207. Ü. [nach der Fassung von 1963]: Hermann Buchner
- 21.4. Dass. in: Friedrich Leiner und Jürgen Gutsch: Neue Science-fiction. Texte und Materialien zum Literaturunterricht. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/M. 1975 (diesterweg 6218). S. 46–56. Ü.: Hermann Buchner
- 21.5. Dass. in: Exodus, Nr. 9 (1977)
- 21.6. Arkadi und Boris Strugazki: Von Wanderern und Reisenden. In: A. und B. Strugazki: Mittag[,] 22. Jahrhundert. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1977. S. 208–228. Ü. [nach der Fassung von 1967]: Aljonna Möckel. [NA: 1980]
- 21.7. Arkadi und Boris Strugatzki: Wanderer und Reisende. In: [Franz Rottensteiner (Hrsg.):] Das Mädchen am Abhang. Science-fiction-Erzählungen aus Polaris 2. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1979 (st 630, PhB 38). S. 147–160. Ü. [wie 21.3.]: Hermann Buchner
- 21.8. Dass. wie 21.6. in: Jewgeni Brandis (Hrsg.): Der Wurfspieß des Odysseus. Wissenschaftlich-phantastische Erzählungen aus der Sowjetunion. Verlag Neues Leben, Berlin 1981 (Basar). S. 58–68. Ill.: Peter Nagengast
- 21.9. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert. Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München 1984 (KSF 5775). S. 147–160
- 21.10. Dass. in: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 127–140
- 21.11. Dass. in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1994 (st 2272, PhB 305). S. 113–124
- 1964**
- 22. Ein Gott zu sein ist schwer. [Roman]**
Трудно быть богом. 1964 im Sammelband »Далекая Радуга« [Der ferne Regenbogen]
- 22.1. Arkadi N. und Boris N. Strugatzki: Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein. Roman. Marion von Schröder Verlag, Hamburg und Düsseldorf (science fiction & fantastica). Ü.: Hermann Buchner
1971: 1. Auflage. 212 S. Kart. mit SU. 20,5 × 13 cm. Ausstattung und SU: Klaus Kammerichs und Heinz Edelmann. ISBN 3-547-78898-6. DM 12,00
- 22.2. Arkadij und Boris Strugatzki: Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein. Utopischer Roman. Wilhelm Heyne Verlag, München (HSF 3318). Ü. [wie 22.1.]: Hermann Buchner
22.2.1. 1972: [1. Auflage]. 160 S. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagentwurf: C. A. M. Thole. Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München. DM 2,80
22.2.2. 1973: 2. Auflage. Wie 22.2.1. DM 2,80
- 22.3. Arkadi und Boris Strugazki: Ein Gott zu sein ist schwer. Phantastischer Roman. Verlag Volk und Welt, Berlin. Ü.: Arno Specht
22.3.1. 1975: 1. Auflage. 216 S. Zellophan. Kart. 20 × 12,2 cm. Einbandentwurf: Günther Lück. M 4.60
22.3.2. 1976: 2. Auflage. Veränderte Einbandgestaltung [von Dieter Heidenreich, im Buch falsch: Günther Lück]. Sonst wie 22.3.1.
- 22.4. Arkadi und Boris Strugazki: Ein Gott zu sein ist schwer. Phantastischer Roman. buchclub 65, Berlin. Ü. [wie 22.3.]: Arno Specht
1975: Berechtigte Ausgabe für den buchclub 65, Berlin. [Änderung Ausstattung:] HLn. mit SU. 20,5 × 12,5 cm. SU [wie Einband 22.3.1.] und Einband [neu]: Günther Lück. Sonst wie 22.3.1.
- 22.5. [Arkadi und Boris Strugazki:] Beratung mit Gott. (Leseprobe aus 22.3.) in: Der Bücherkarren. Internationale Literatur im Verlag Volk und Welt Berlin/DDR [Leserzeitschrift]. Nr. 1/75. [S. 8]
- 22.6. A. & B. Strugatzki: Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein. Roman. Ullstein Verlag, Frankfurt/M. – Berlin – Wien (USF 31047). Ü. [wie 22.1.]: Hermann Buchner
1983: [1. Auflage], März 1983. 216 S. Kart. 17,7 × 11,7 cm. Titelbild: N.N. ISBN 3-548-31047-8. DM 5,80
- 22.7. Arkadi und Boris Strugazki: Ein Gott zu sein ist schwer. Verlag Volk und Welt, Berlin (Roman-Zeitung, Nr. 464 (11/1988)). Ü. [wie 22.3.]: Arno Specht
1988: [1. Auflage]. 128 S. Kart. 20 × 13,7 cm. Umschlag: Angelika Rößler. M 0.80
- 22.8. Arkadij und Boris Strugatzki: Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein. Roman. [Umschlaguntertitel: Das Buch zum Film]. Ullstein Verlag, Frankfurt/M. – Berlin – Wien (Ullstein Buch Nr. 22254). Ü. [wie 22.1.]: Hermann Buchner
1990: [1. Auflage dieser Ausgabe unter neuer Reihenummer], 24.–30. Tsd. 216 S. Kart. 17,7 × 11,7 cm. [Verändertes Titelbild:] Umschlagentwurf: Hansbernd Lindemann. Umschlagabbildung: Renato Casaro. ISBN 3-548-22254-4. DM 7,80

1965

23. Die gierigen Dinge des Jahrhunderts. [Roman]

Хищные вещи века. 1965 im gleichnamigen Sammelband

- 23.1. Arkadi und Boris Strugatzki: Die gierigen Dinge des Jahrhunderts. Phantastischer Roman. Verlag Volk und Welt, Berlin. Ü.: Heinz Kübart
1981: 1. Auflage. 256 S. Zellophan., umlaufend ill. Kart. 20 × 12,2 cm. Einbandentwurf: Jörn Hennig. M 5,40
- 23.2. [Arkadi und Boris Strugatzki:] Eine geheime Gesellschaft. (Leseprobe aus .1.) in: Der Bücherkarren. Internationale Literatur im Verlag Volk und Welt Berlin/DDR [Leserzeitschrift]. Nr. 1/81. [S. 10]
- 23.3. Arkadi und Boris Strugatzki: Die gierigen Dinge des Jahrhunderts. Phantastischer Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 827, PhB 78). Ü. [wie 23.1.]: Heinz Kübart
1982: 1. Auflage. 208 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagzeichnung: Thomas Franke. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37327-7. DM 8,00
- 23.4. Dass. wie 23.1. in: A. und B. Strugatzki: Die gierigen Dinge des Jahrhunderts / Milliarden Jahre vor dem Weltuntergang. Verlag Volk und Welt, Berlin 1983. S. 5–164. [NA: 1984]

24. Der Montag fängt am Samstag an. [Roman]

Понедельник начинается в субботу. 1964: auszugsweise Vorabdrucke; vollständige Buchausgabe: 1965

- 24.1. A. und B. Strugatzki: Montag beginnt am Samstag. Utopisch-phantastischer Roman. Insel Verlag, Frankfurt/M. (Phantastische Wirklichkeit: Science Fiction der Welt). Ü.: Hermann Buchner
1974: 1. Auflage [1.–4. Tsd.]. 248 S. PpBd. mit SU. 21,2 × 12 cm. SU: H[elmut] Wenske. ISBN 3-458-05861-3. DM 16,50
- 24.2. Auszug u.d.T. »Wo das Getreide wogt« in: Science Fiction Times, Nr. 131 (1974), S. 41–44. Ü.: Erik Simon
- 24.3. Auszug u.d.T. »Wo das Getreide wogt« in: [Ekkehard Redlin & Erik Simon (Hrsg.):] Lichtjahr 1. Ein Phantastik-Almanach. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1980. S. 121–129. Ü.: Erik Simon. Ill.: Regine Grube-Heinecke
- 24.4. Arkadi und Boris Strugatzki: Montag beginnt am Samstag. Utopisch-phantastischer Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 780, PhB 72). Ü. [wie 24.1.]: Hermann Buchner
24.4.1. 1982: 1. Auflage. 288 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagzeichnung: Thomas Franke. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37280-7. DM 9,00
24.4.2. 1989: [2. Auflage]. Wie 24.4.1. DM 12,00
- 24.5. Boris und Arkadi Strugatzki: Die Nachtwache – Ausblick auf eine magische Zukunft [Auszüge aus 24.4.] in: Olga Rinne (Hrsg.): Die Bilder im Wasser. Lesebuch der Wahrsagekünste in Europa. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1983 (SL 504). S. 159–169
- 24.6. Dass. wie 24.3. in: [Erik Simon (Hrsg.):] Lichtspruch nach Tau. Phantastische und Science-fiction-Erzählungen aus Lichtjahr 1, 2 und 3. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1986. S. 76–88
- 24.7. Arkadi und Boris Strugatzki: Der Montag fängt am Samstag an. Phantastischer Roman. Verlag Volk und Welt, Berlin. [diese Ausgabe inklusive »Märchen vom Triumphvirat« – auch bekannt als »Das Märchen von der Trojka« – in der Fassung von 1987 als 4. Geschichte]. Ü.: Helga Gutsche
1990: 1. Auflage. 432 S. Ln. mit Vignette auf Vorderdeckel, SU, schwarzer Kopfschnitt. 20,5 × 12,5 cm. SU und Einbandentwurf: Hans-Joachim Petzak. ISBN 3-353-00624-9. M 14,80
- 24.8. Arkadi und Boris Strugatzki: Nachtdienst. [Auszug aus .7.] In: Freie Welt, Nr. 7/1990, S. 34 f. Ill.: Regine Röder
- 24.9. Auszug aus 24.7. u.d.T. »Das Triumphvirat in voller Besetzung« s.: Das Märchen von der Trojka
- 24.10. Arkadi und Boris Strugatzki: Montag beginnt am Samstag. Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2452, PhB 321). Ü. [wie 24.1.]: Hermann Buchner
1995: 1. Auflage dieser Ausgabe, [6 000 Expl.]. 272 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagill.: Hans-Jörg Brehm. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38952-1. DM 14,80

1966

25. Die Schnecke am Hang. [Roman]

Улитка на склоне. EV [separate Veröffentlichung der beiden Handlungsstränge]: 1966 [Kapitel des Kandid-Handlungsstranges] in der Anthologie »Эллинский секрет« [Das Geheimnis der Hellenen], 1968 [Kapitel des Verwaltungs-Handlungsstranges] in der Zeitschrift Вайкал, Nrn. 1/1968 und 2/1968; vollständige Fassung: russisch erst 1988 in der Zeitschrift Смена, Nrn. 11–15/1988

- 25.1. Arkadi und Boris Strugatzki: Die Schnecke am Hang. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 434, PhB 13). Mit einem Nachwort von Darko Suvin. Ü.: Hans Földeak (Text), Franz Rottensteiner (Nachwort)
25.1.1. 1978: 1. Auflage. 288 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagzeichnung: Hans Ulrich & Ute Osterwalder. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-06934-9. DM 7,00
25.1.2. 1979: [2. Auflage]. Wie 25.1.1.
25.1.3. 1984: [3. Auflage]. ISBN 3-518-36934-2. Sonst wie 25.1.1. DM 10,00
25.1.4. 1989: [4. Auflage]. Wie 25.1.3. DM 14,00
- 25.2. Arkadi und Boris Strugatzki: Der Wald [Teilabdruck: nur der Kandid-Handlungsstrang] in: Erik Simon (Hrsg.): Die Rekonstruktion des Menschen. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1980. S. 320–434. Ü.: Aljonna Möckel. [NA: 1982, 1988 (SF Utopia): S. 292–392]
- 25.3. Arkadi und Boris Strugatzki: Die Schnecke am Hang. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2299, PhB 309) Mit einem [aktualisierten] Nachwort von Darko Suvin. Ü. [wie 25.1.]: Hans Földeak (Text), Franz Rottensteiner (Nachwort)
1994: 1. Auflage [dieser Ausgabe unter neuer Reihenummer]. 288 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagill.: Hans-Jörg Brehm. ISBN 3-518-38799-5. DM 16,80



1967

- 26. Mittag[,] 22. Jahrhundert.** Utopische Erzählungen. [Auswahl: Erik Simon]
Auswahl aus der Anthologie: Альфа Эридана [Alpha Eridani]. 1960 / A. und B. Strugazki: Полдень XXII век [Mittag, 22. Jahrhundert]. 1967 / A. und B. Strugazki: Стажеры [Praktikanten]. 1962
[Die Texte aus dem Episodenroman »Mittag, 22. Jahrhundert« sind im Original zuerst teils 1961 in Vorabdrucken aus der älteren Romanfassung »Rückkehr« (Возвращение. Buchausgabe 1962) erschienen, teils in mitunter abweichenden Versionen als separate Erzählungen. Nähere Angaben zur Publikationsgeschichte der Einzeltexte: s.d.]
- 26.1. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Ü.: Aljonna Möckel. [Mit einem Nachwort »Die gut eingerichtete Welt des Mittags« von E[rik] Simon.]
26.1.1. 1977: 1. Auflage, [15 000 Expl.]. 344 S. PpBd. mit SU. 17 × 10,5 cm. SU- und Einbandentwurf und Ill.: Carl Hoffmann. M 8.60
Inhalt: [in eckigen Klammer: Seitenzahlen von 26.2.; von 26.3.; von 26.4.]
Nacht auf dem Mars. S. 5–32 [S. 7–25; S. 7–25; S. 7–23]
Der Mensch muß leben. S. 33–60 [S. 27–45; –; –]
Spezielle Voraussetzungen. S. 61–93 [S. 47–68; S. 26–47; S. 24–43]
Planetenerkunder. S. 94–138 [S. 69–98; S. 48–78; S. 44–70]
Tiefsee-Erkundung. S. 139–169 [S. 99–119; S. 79–100; S. 71–89]
Kerzen vor dem Pult. S. 170–207 [S. 121–145; S. 101–126; S. 90–112]
Von Wanderern und Reisenden. S. 208–228 [S. 147–160; S. 127–140; S. 113–124]
Ein gut eingerichteter Planet. S. 229–273 [S. 161–190; S. 141–171; S. 125–151]
Der Jäger. S. 274–294 [S. 191–203; S. 172–185; S. 152–163]
Die Niederlage. S. 295–327 [S. 205–226; S. 186–207; S. 164–183]
26.1.2. 1980: 2. Auflage, [20 000 Expl.]. Wie 26.1.1.
- 26.2. Arkadi und Boris Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Science-Fiction-Roman. Droemerschel Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München (KSF 5775). [Mit einem Nachwort »Die gut eingerichtete Welt des Mittags« von E[rik] Simon]. Ü. [wie 26.1.]: Aljonna Möckel [1984]: 1. Auflage. Vollständige Taschenbuchausgabe. 240 S. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagill.: Graham Wildridge. Inhalt wie 26.1. Seitenzahlen s.: 26.1. ISBN 3-426-05775-1. DM 6.80
- 26.3. Dass. wie 26.1. [ohne: »Der Mensch muß leben«] in: A. und B. Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 5–207
- 26.4. Arkadi und Boris Strugatzki: Mittag, 22. Jahrhundert. Erzählungen. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2272, PhB 305). Zusammengestellt von Erik Simon. Ü. [wie 26.1.]: Aljonna Möckel. [Inhalt wie 26.1. ohne »Der Mensch muß leben« und ohne Nachwort] 1994: 1. Auflage, [1.–7. Tsd.]. 192 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlag: Hans-Jörg Brehm. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. Seitenzahlen s.: 26.1. ISBN 3-518-38772-3. DM 14.80
- 27. Die zweite Invasion auf der Erde.** [Erzählung]
Второе нашествие марсиан [Die zweite Invasion der Marsianer]. 1967 in der Zeitschrift Байкал [Baikal], Nr. 1/1967
- 27.1. A. und B. Strugatzki: Die zweite Invasion auf der Erde. Aufzeichnungen eines Vernünftigenkenden. In: A. und B. Strugatzki: Die zweite Invasion auf der Erde. Zwei Science-Fiction-Erzählungen. Insel Verlag, Frankfurt/M. 1973 (Phantastische Wirklichkeit: Science Fiction der Welt). S. 5–113. Ü.: Giuseppina Morbioli
- 27.2. Arkadi und Boris Strugatzki: Die zweite Invasion der Marsmenschen. Aufzeichnungen eines Mannes mit gesundem Menschenverstand. Phantastische Erzählung. Verlag Volk und Welt, Berlin (Volk und Welt Spektrum, 90). Ü.: Thomas Reschke
1976: 1. Auflage. 112 S. Kart. mit SU. 19 × 12 cm. Einbandentwurf [recte: SU-Entwurf]: Lothar Reher. M 2.40
- 27.3. Arkadi und Boris Strugatzki: Die zweite Invasion der Marsianer. Aufzeichnungen eines Vernünftigenkenden. In: Arkadi und Boris Strugatzki: Die zweite Invasion der Marsianer. Zwei Science-fiction-Erzählungen. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1984 (st 1081, PhB 139). S. 7–128. Ü. [wie 27.1.]: Giuseppina Morbioli
- 27.4. Arkadi und Boris Strugatzki: Die zweite Invasion der Marsianer. Erzählung. [Aufzeichnungen eines Vernünftigenkenden]. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2381, PhB 315). Ü. [wie 27.1.]: Giuseppina Morbioli
1994: 1. Auflage. 128 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagill.: Hans-Jörg Brehm. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38881-9. DM 10.80
- 1968**
- 28. Das Märchen von der Trojka.** [Roman]
Сказка о тройке. 1968 [d.i. die inhaltlich stark abweichende 2. Fassung]: in der Zeitschrift Ангара, Nrn. 4/1968 und 5/1968; [vollständige Urfassung]: 1987 in der Zeitschrift Смена, Nr. 11–14/1987
- 28.1. A. und B. Strugatzki: Das Märchen von der Trojka. In: A. und B. Strugatzki: Die zweite Invasion auf der Erde. Insel Verlag, Frankfurt/M. 1973 (SF der Welt). S. 114–252. Ü. [nach der Fassung von 1968]: Giuseppina Morbioli
- 28.2. Arkadi und Boris Strugatzki: Das Märchen von der Trojka. In: Arkadi und Boris Strugatzki: Die zweite Invasion der Marsianer. Zwei Science-fiction-Erzählungen. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1984 (st 1081, PhB 139). S. 129–285. Ü. [wie 28.1.]: Giuseppina Morbioli
- 28.3. Vierte Geschichte. Das Märchen vom Triumphvirat. In: Arkadi und Boris Strugatzki: Der Montag fängt am Samstag an. Verlag Volk und Welt, Berlin 1990. S. 242–432. Ü. [nach der 1., erstmals 1987 veröffentlichten Fassung]: Helga Gutsche
- 28.4. Auszug aus 28.3. u.d.T. »Das Triumphvirat in voller Besetzung« in: Der Bücherkarren. Internationale Literatur im Verlag Volk und Welt Berlin/DDR [Leserzeitschrift]. Nr. VI/90. [S. 12]
- 28.5. Arkadi und Boris Strugatzki: Trojka. Phantastischer Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2221, PhB 300). Ü. [wie 28.3.]: Helga Gutsche
1993: 1. Auflage, [7 000 Expl.]. 192 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlag[bild]: Hans-Jörg Brehm. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38721-9. DM 14.80

1970

29. Hotel „Zum Verunglückten Bergsteiger“. [Roman]

Отель «У Погибшего Альпиниста». 1970 in der Zeitschrift *Юность*, Nrn. 9–11/1970

- 29.1. [Vorabdruck von 29.2. in Fortsetzungen zunächst u.d.T. »Arkadi und Boris Strugazki: Das Hotel „Zum verunglückten Bergsteiger“«; ab 5.1.1973: »Arkadi und Boris Strugazki: Hotel „Zum verunglückten Bergsteiger“«] in: *Freies Wort*, 18.12.1972–7.3.1973 (68 Folgen)
- 29.2. Verlag Volk und Welt, Berlin. Ü.: Ruprecht Willnow. [Einband:] Phantastischer Krimi
1973: 1. Auflage. 204 S. Zellophan. Kart. 20 × 12,2 cm. Einbandentwurf: Thomas Schleusing. M 4.40
- 29.3. buchclub 65, Berlin. Ü. [wie 29.2.]: Ruprecht Willnow. [SU:] Phantastischer Krimi
1973: Berechtigte Ausgabe für den buchclub 65, Berlin. [Änderung Ausstattung:] Ill. PpBd. mit SU, schwarzer Kopfschnitt. 20,5 × 12 cm. Einbandentwurf [neu] und SU [wie Einband 29.2.]: Thomas Schleusing. Sonst wie 29.2.
- 29.4. Auszug (Leseprobe aus 29.2.) u.d.T. »Es müssen doch Motive vorliegen« in: *Der Bücherkarren. Internationale Literatur im Verlag Volk und Welt Berlin/DDR [Leserzeitschrift]*. Nr. II/73. [S. 10]
- 29.5. Verlag Junior & Pressler, Kassel (edition wunschmaschine). Ü. [wie 29.2.]: Ruprecht Willnow
1988: [1. Auflage]. 206 S. Kart. 20,5 × 12,5 cm. Umschlaggestaltung: Michael Vorwerk. ISBN 3-9801438-1-3. DM 19,80

1971

30. Die bewohnte Insel. [Roman]

Обитаемый остров. [Gekürzte Vorabdrucke:] 1968 in der Zeitschrift *Знание – сила [Wissen ist Macht]*, Nr. 12/1968 [erstes Kapitel] und 1969 in der Zeitschrift: *Нева*, Nrn. 3–5/1969 [gekürzte Romanveröffentlichung]; [erste, veränderte Buchausgabe:] 1971, [vollständige Buchausgabe:] 1993

- 30.1. Arkadi N. und Boris N. Strugatzki: Die bewohnte Insel. Roman. Marion von Schröder Verlag, Hamburg und Düsseldorf (science fiction & fantastica). Ü. [nach dem gekürzten Vorabdruck von 1969]: Hermann Buchner
30.1.1. 1972: 1. Auflage, [1.–4. Tsd.]. 296 S. Kart. mit SU. 20,5 × 13 cm. Ausstattung und SU: Klaus Kammerichs und Heinz Edelmann. ISBN 3-547-78899-4. DM 14,00
30.1.2. 1972: [5. Tsd.]. Wie 30.1.1.
- 30.2. Arkadi N. und Boris N. Strugatzki [Umschlag: A. & B. Strugatzki]: Die bewohnte Insel. Roman. Ullstein Verlag, Frankfurt/M. – Berlin – Wien (USF 31038). Ü. [wie 30.1.]: Hermann Buchner
1982: [1. Auflage der TB-Ausgabe]. 296 S. Kart. 17,7 × 11,7 cm. Umschlagentwurf: Hansbernd Lindemann. ISBN 3-548-31038-9. DM 7,80
- 30.3. Arkadi und Boris Strugatzki: Die bewohnte Insel. Phantastischer Roman. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Ü. [nach der Buchversion von 1979]: Erika Pietraß
30.3.1. 1985: 1. Auflage, [20 000 Expl.]. 352 S. PpBd. mit SU. 20,5 × 12,5 cm. SU- und Einbandentwurf: Carl Hoffmann / Sonja Meißler [recte: Sonja Mußler]. M 10,20
30.3.2. 1988: 2. Auflage, [10 000 Expl.]. Angabe Einbandgestalter jetzt richtig: Sonja Mußler. ISBN 3-360-00109-5. Sonst wie 30.3.1.
- 30.4. Arkadi und Boris Strugatzki: Die bewohnte Insel. Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 1946, PhB 282). Ü. [wie 30.3.]: Erika Pietraß
30.4.1. 1992: 1. Auflage, [8 000 Expl.]. 352 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlag: Foto ZEFA/Photri, Düsseldorf. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38446-5. DM 16,00
30.4.2. 2001: 2. Auflage. Wie 30.4.1.
30.4.4. 2008: 4. Auflage. Neue Reihengestaltung. Umschlagfoto: Science Photo Library / Agentur Focus. Umschlag[gestaltung]: Göllner, Michels, Zegarzewski. Sonst wie 30.4.1. ISBN 978-3-518-38446-6. EUR 10,00
30.4.5. 2009: 5. Auflage. Wie 30.4.4. EUR 10,00

31. Die dritte Zivilisation. [Roman]

Малыш [Der Knirps]. 1971 in der Zeitschrift *Аврора [Aurora]*, Nrn. 8–11/1971

- 31.1. Arkadi und Boris Strugatzki: Die dritte Zivilisation. Utopische Erzählung. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Ü.: Aljonna Möckel
31.1.1. 1975: 1. Auflage, [20 000 Expl.]. 280 S. PpBd. mit SU. 17 × 10,5 cm. Umschlag- und Einbandentwurf und Ill.: Jutta Hellgrewe. M 7,00
31.1.2. 1985: 2. Auflage, [20 000 Expl.]. Wie 31.1.1.
- 31.2. Auszug u.d.T. »Wer bewohnt den fremden Planeten?« in: *Leipziger Volkszeitung*, 7./8.2.1976, S. 12
- 31.3. Verlag Volk und Welt, Berlin (Roman-Zeitung, Nr. 330 (9/1977)). Ü. [wie 31.1.]: Aljonna Möckel
1977: [1. Auflage]. 96 S. Kart. 23,5 × 15 cm. Umschlag: Günter Wongel. M 0,80
- 31.4. Dass. wie.1.: Arkadi & Boris Strugatzki: Der Knirps. In: Wolfgang Jeschke (Hrsg.): *Heyne Science Fiction Jahresband 1981*. Wilhelm Heyne Verlag, München 1981 (HSF 3790). S. 109–287. Ü.: Aljonna Möckel. Ill. [wie in 31.1.]: Jutta Hellgrewe. [Mit einem Foto und einer Kurzbiographie der Autoren. S. 107 f.]
- 31.5. Dass. in: Wolfgang Jeschke (Hrsg.): *Letzte Bestellung. 9 Romane und Erzählungen prominenter SF-Autoren*. Deutscher Bücherbund, Stuttgart · Hamburg · München [1983]. S. 107–271
- 31.6. Dass.: Arkadi und Boris Strugatzki: Der Knirps. In: Ben Bova: *Der Mehrfach-Mensch / Arkadi und Boris Strugatzki: Der Knirps*. Verlag Das Beste, Stuttgart · Zürich · Wien 1988 (Unterwegs in die Welt von morgen, Band 108). S. 206–368. Ill.: David A. Hardy
- 31.7. Arkadi und Boris Strugatzki: Die dritte Zivilisation. Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2163, PhB 294). Ü. [wie 31.1.]: Aljonna Möckel
31.7.1. 1993: 1. Auflage, [7 000 Expl.]. 176 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagfoto: The Telegraph/Bavaria. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38663-8. DM 14,00
31.7.2. 2001: [2. Auflage]. Wie 31.7.1. DM 15,90 / EUR 8,00

1972

32. Die häßlichen Schwäne. [Roman]

Гадкие лебеди. 1972 bei Possev, Frankfurt/M.; EV in UdSSR erst 1987 als »Время дождя« [Zeit des Regens] in der Zeitschrift Даугава, Nrn. 1–7/1987; ab 1989 Binnenhandlung (Banev-Kapitel) von »Das lahme Schicksal« [Хромая судьба] (s.d.)

- 32.1. Arkadi und Boris Strugazki [Umschlag: Boris & Arkadij Strugazki]: Die häßlichen Schwäne. Science Fiction-Roman. Wilhelm Heyne Verlag, München (HSF 06/3891). Ü.: Hans Földeak
1982: [1. Auflage der] Deutsche[n] Erstveröffentlichung. 224 S. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagbild: Ulf Herholz. Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz, München. ISBN 3-453-30814-X. DM 5.80
- 32.2. Arkadi und Boris Strugazki: Die häßlichen Schwäne. Science-fiction-Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 1275, PhB 177). Ü. [wie 32.1.]: Hans Földeak
1986: 1. Auflage. 240 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagbild: Tom Breuer. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37775-2. DM 10.00
- 32.3. Arkadi und Boris Strugazki: Das lahme Schicksal [Die Banev-Kapitel]. In: A. und B. Strugazki: Das lahme Schicksal. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1990. S. 34–83, 113–165, 200–255, 298–354, 385–416. Ü.: Helga Gutsche. (s.d.)
- 32.4. Boris und Arkadi Strugazki: Das lahme Schicksal [Die Banev-Kapitel]. In: Boris und Arkadi Strugazki: Das lahme Schicksal. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1991 (st 1766, PhB 262) S. 34–83, 113–165, 200–255, 298–354, 385–416. Ü. [wie 32.3.]: Helga Gutsche

33. Picknick am Wegesrand. [Roman]

Пикник на обочине. 1972 in der Zeitschrift Аврора [Aurora], Nrn. 7–10/1972

- 33.1. Arkadi und Boris Strugazki: Picknick am Wegesrand. Utopische Erzählung. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Ü.: Aljonna Möckel
33.1.1. 1976: 1. Auflage, [20 000 Expl.]. 304 S. PpBd. mit SU. 17 × 10,5 cm. Umschlag- und Einbandentwurf und Ill.: Günter Lück. M 7.60
33.1.2. 1979: 2. Auflage, [20 000 Expl.]. Wie 33.1.1.
- 33.2. Arkadi und Boris Strugazki: Picknick am Wegesrand. Verlag Volk und Welt, Berlin (Roman-Zeitung, Nr. 378 (9/1981)). Ü. [wie 33.1.]: Aljonna Möckel
1981: [1. Auflage]. 128 S. Kart. 20 × 13,5 cm. Umschlag: Klaus Müller. M 0.80
- 33.3. Arkadi und Boris Strugazki: Picknick am Wegesrand. Utopische Erzählung. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 670, PhB 49). Mit einem Nachwort von Stanisław Lem. Ü.: Aljonna Möckel (Text [wie 33.1.]), Friedrich Griese (Nachwort)
33.3.1. 1981: 1. Auflage. 224 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagzeichnung: Thomas Franke. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37170-3. DM 8.00
33.3.2. 1983: [2. Auflage]. Wie 33.3.1. DM 9.00
33.3.3. 1988: [3. Auflage]. Wie 33.3.1. DM 12.00
33.3.4. 1990: [4. Auflage]. Wie 33.3.1. DM 14.00
33.3.5. 1992: [5. Auflage, 18,6–20,5 Tsd.]. Wie 33.3.1. DM 14.00
33.3.6. 1996: [6. Auflage]. Wie 33.3.1. DM 14.80
33.3.10. 2003: [10. Auflage]. Veränderte Einbandgestaltung: Umschlagfoto: Cinetext, Frankfurt am Main. Sonst wie 33.3.1. EUR 8.50
33.3.11. 2004: [11. Auflage]. Wie 33.3.10.
33.3.12. 2005: [12. Auflage]. Neue Reihengestaltung. Umschlagfoto [wie 33.3.11.]: Cinetext, Frankfurt am Main. Umschlag[gestaltung]: Göllner, Michels, Zegarzewski. Sonst wie 33.3.11. EUR 8.50
33.3.13. 2007: [13. Auflage]. ISBN 978-3-518-37170-1. Sonst wie 33.3.12.
33.3.14. 2008: [14. Auflage]. Wie 33.3.13.
33.3.15. 2009: [15. Auflage]. Wie 33.3.13.
- 33.4. Arkadi und Boris Strugazki: Picknick am Wegesrand. Utopische Erzählung. Verlag Das Neue Berlin, Berlin (SF Utopia). Ü. [wie 33.1.]: Aljonna Möckel
1983: 1. Auflage dieser Ausgabe, [60 000 Expl.]. 224 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagentwurf: Schulz/Labowski. M 5.60
- 33.5. Arkadi und Boris Strugazki: Picknick am Wegesrand. Utopische Erzählung. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (PhB 368: Die andere Zukunft. 7 Bände in Kassette). Mit einem Nachwort von Stanisław Lem [Umschlag falsch: Mit einem Vorwort von Stanisław Lem]. Ü.: Aljonna Möckel (Text [wie 33.1.]), Friedrich Griese (Nachwort [wie 33.3.]).
1999: 1. Auflage [dieser Ausgabe]. 224 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagfoto [Szenenfoto aus dem Film Stalker]: pwe Kinoarchiv, Hamburg.

1974

34. Der Junge aus der Hölle. [Roman]

Парень из преисподней. 1974 in der Zeitschrift Аврора [Aurora], Nrn. 11–12/1974

- 34.1. Arkadi und Boris Strugazki: Der Junge aus der Hölle. Phantastische Erzählung. In: A. und B. Strugazki: Mittag, 22. Jahrhundert / Der Junge aus der Hölle. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1989. S. 209–322. Ü.: Erika Pietraß
- 34.2. Arkadi und Boris Strugazki: Der Junge aus der Hölle. Erzählung [Einbanduntertitel: Roman]. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 1658, PhB 238). Ü. [wie 34.1.]: Erika Pietraß
1990: 1. Auflage, [6 000 Expl.]. 128 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagmotiv: Tom Breuer. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38158-X. DM 10.00

1976

35. **Milliarden Jahre vor dem Weltuntergang.** Eine unter seltsamen Umständen aufgefundene Handschrift. [Roman]
За миллиард лет до конца света. 1976–1977 in der Zeitschrift *Знание – сила* [Wissen ist Macht], Nrn. 9–12/1976 und 1/1977
- 35.1. Arkadi und Boris Strugazki: *Milliarden Jahre vor dem Weltuntergang*. Eine unter seltsamen Umständen aufgefundene Handschrift. Phantastische Erzählung. Verlag Volk und Welt, Berlin (Volk und Welt Spektrum, 141). Ü.: Welta Ehlert
1980: 1. Auflage. 188 S. Kart. mit SU. 19 × 12 cm. Einbandentwurf [recte: SU-Entwurf]: Lothar Reher. M 3.60
- 35.2. Arkadi und Boris Strugazki: *Milliarden Jahre vor dem Weltuntergang*. Eine unter seltsamen Umständen aufgefundene Handschrift. Science Fiction-Roman. Wilhelm Heyne Verlag, München (HSF 3809). Ü. [wie 35.1.]: Welta Ehlert
1981: [1. Auflage der] Taschenbuchausgabe. 176 S. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagbild: Ulf Herholz. Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz, München. ISBN 3-453-30711-9. DM 4.80
- 35.3. Arkadi und Boris Strugazki: *Milliarden Jahre vor dem Weltuntergang*. Phantastische Erzählung. In: A. und B. Strugazki: *Die gierigen Dinge des Jahrhunderts / Milliarden Jahre vor dem Weltuntergang*. Verlag Volk und Welt, Berlin 1983. S. 165–279. Ü. [wie 35.1.]: Welta Ehlert. [NA: 1984]
- 35.4. Arkadi und Boris Strugazki: *Eine Milliarde Jahre vor dem Weltuntergang*. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 1338, PhB 186). Ü. [wie 35.1.]: Welta Ehlert
1986: 1. Auflage. 144 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagmotiv: Tom Breuer. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37838-4. DM 9.00

1979

36. **Ein Käfer im Ameisenhaufen.** [Roman]
Жук в муравейнике. 1979–80 in der Zeitschrift *Знание – сила* [Wissen ist Macht], Nrn. 9–12/1979 und 1–3, 5–6/1980
- 36.1. Arkadi und Boris Strugazki: *Ein Käfer im Ameisenhaufen*. Phantastische Erzählung [Umschlaguntertitel: Phantastischer Roman]. Übergrenzen-Verlag, Bielefeld (Internationale Phantastik). Ü.: Erik Simon [Übernahme von: Verlag Das Neue Berlin]. Mit einem Nachwort [»Porträt des Gottes als Ameise. Nachwort und Lesarten« und einer Übersichtsgrafik und Bibliographie zum Zukunftszyklus der Strugazkis versehen] von Erik Simon.
1983: 1. Auflage. 240 S. Ln. mit SU. 21,4 × 14,7 cm. Umschlagill.: »Mondei-Traum« von Andreas Dobler. ISBN 3-922978-94-0. DM 26.00
- 36.2. Arkadi und Boris Strugazki: *Ein Käfer im Ameisenhaufen*. Phantastische Erzählung. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Ü. [wie 36.1.] und mit einem Nachwort [»Porträt des Gottes als Ameise. Nachwort und Lesarten«] von Erik Simon
36.2.1. 1984: 1. Auflage, [20 000 Expl.]. 240 S. PpBd. mit SU. 20,5 × 12,5 cm. Einbandentwurf: Sonja Mußler, SU-Entwurf: Carl Hoffmann / Sonja Mußler. M 7.80
36.2.2. 1987: 2. Auflage, [15 000 Expl.]. Neusatz der Klappentexte, Aktualisierung des vorderen SU-Klappentextes. ISBN 3-360-00094-3. Sonst wie 36.2.1.
- 36.3. Arkadi und Boris Strugazki: *Ein Käfer im Ameisenhaufen*. Science-fiction-Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 1160, PhB 152). Ü. [wie 36.1.]: Erik Simon [ohne Nachwort]
1985: 1. Auflage. 208 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagzeichnung: Tom Breuer. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-37660-8. DM 9.00
- 36.4. Arkadi & Boris Strugazki: *Pandemie*. (Auszug aus 36.1.) In: *Space*, Nr. 2/1989, S. 21–23. Ill.: Michael Marrak
- 36.5. Arkadi und Boris Strugazki: *Ein Käfer im Ameisenhaufen*. Science-fiction-Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 2323, PhB 314). Ü. [wie 36.1.]: Erik Simon [ohne Nachwort]
1994: 1. Auflage dieser Ausgabe [unter neuer Reihenummer]. 208 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagill.: Hans-Jörg Brehm. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38823-1. DM 14.80

1980

37. *Von wahrer und falscher Freundschaft*. Ein Märchen
Повесть о дружбе и недружбе. Сказка. 1980 im Almanach *Мир приключений* [Welt der Abenteuer]
In: *Sowjetliteratur*, Nr. 12/1988, S. 107–144. Ü.: Helga Gutsche

1981

38. *Die Wunschmaschine*. [Filmszenarium]
Машина желаний. [2. Fassung] 1981 in der Anthologie НФ, вып. 25. [Von den 8 oder 9 Varianten des Filmszenariums, das die Strugazkis für Andrej Tarkowskis Film »Stalker«, einer Verfilmung ihrer Powest »Picknick am Wegesrand«, schrieben, sind die meisten verlorengegangen. Neben der hier übersetzten 2. Variante, wurden in russisch noch veröffentlicht: »Сталкер (Пикник на обочине)« [Stalker (Picknick am Wegesrand) – eine der letzten, schon dialogisch aufgebauten, Fassungen], 1990 und »Машина желаний« [1. Fassung], 1993. Außerdem erschien 1993 die Mitschrift des fertigen Films: »Сталкер. Литературная запись кинофильма«.]
- 38.1. In: *Sowjetliteratur*, Nr. 2/1984, S. 6–38. Ü.: Bernhard Steier
- 38.2. In: [Erik Simon (Hrsg.):] *Lichtjahr 4*. Ein Phantastik-Almanach. Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1985. S. 6–38. Ü.: Aljonna Möckel. Ill.: Erhard Grüttner
- 38.3. Dass. wie 38.2. in: Franz Rottensteiner (Hrsg.): *Polaris 10*. Ein Science-fiction-Almanach. Arkadi und Boris Strugatzki gewidmet. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1986 (st 1248, PhB 171). S. 28–70. Mit einer Vorbemerkung [von A. Strugatzki]
- 38.4. Arkadij und Boris Strugatzki: *Stalker*. In: Wolfgang Jeschke (Hrsg.): *Heyne Science Fiction Jahresband 1998*. Wilhelm Heyne Verlag, München 1998 (HSF 06/5935). S. 151–206. Mit einer Vorbemerkung von A. Strugatzki [unzutreffend auch B. Strugatzki als Mitautor angegeben]. Ü.: Roberto Kohlstedt. Ill.: Ingo Wiegand. [Originaltitel unzutreffend als »Сталкер« angegeben.]

1984

39. *Aus dem Leben des Nikita Woronzow*. [Erzählung von Arkadi Strugazki unter dem Pseudonym S. Jaroslawzew]
Подробности жизни Никиты Воронцова. 1984 in der Zeitschrift *Знание – сила* [Wissen ist Macht], Nr. 6–7/1984
[Als S. Jaroslawzew] in: Franz Rottensteiner (Hrsg.): *Phantastische Zeiten*. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1986 (st 1307, PhB 185). S. 166–201. Ü.: Edda Werfel



1985

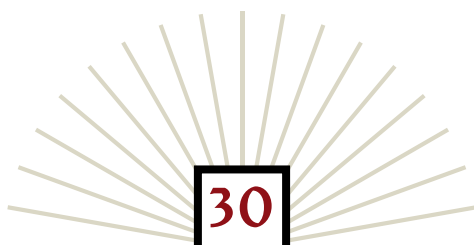
40. **Fünf Löffel Elixier.** Filmnovelle
Пять ложек эликсира. 1985 [gekürzte und veränderte Zeitschriftenfassung] in der Zeitschrift *Изобретатель и рационализатор*, Nr. 7–8/1985; vollständig: 1988 in der Anthologie *Современная фантастика* [Zeitgenössische Phantastik]
- 40.1. In: *Sowjetliteratur*, Nr. 12/1986, S. 5–41. Ü. [nach der Zeitschriftenfassung von 1985]: Reinhardt Schlichting
- 40.2. [Untertitel »Filmierzählung«] in: Barbara Antkowiak u.a. (Hrsg.): *Fünf Löffel Elixier und andere phantastische Erzählungen*. Verlag Volk und Welt, Berlin 1987. S. 7–75. Ü. [nach dem ungekürzten Manuskript]: Helga Gutsche
- 40.3. Dass. in: Barbara Antkowiak u.a. (Hrsg.): *Fünf Löffel Elixier und andere phantastische Erzählungen*. Hohenheim Verlag, Hamburg 1987. S. 7–75
- 40.4. In: *Sowjetunion*, Nr. 4/1989, S. 47–49, Nr. 5/1989, S. 49–51, Nr. 6/1989, S. 49–51, Nr. 8/1989, S. 45–47 und Nr. 9/1989, S. 41–43. Ü. [nach der vollständigen Fassung von 1988]: N.N. Ill.: A. Orechow
41. **Die Wellen ersticken den Wind.** [Roman]
Волны гасят ветер. 1985–1986 in der Zeitschrift *Знание – сила* [Wissen ist Macht], Nrn. 6–12/1985, 1 und 3/1986
- 41.1. Arkadi und Boris Strugatzki: *Die Wellen ersticken den Wind*. Phantastische Erzählung. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Mit einem Nachwort [»Der Mittag der Menschheit. Die Welt der Zukunft in der Maxim-Kammerer-Trilogie der Strugatzkis«] von Wl. Gakow. Ü.: Erik Simon
1988: 1. Auflage, [20 000 Expl.]. 208 S. PpBd. mit SU. 20,5 × 12,5 cm. Umschlag- und Einbandentwurf: Carl Hoffmann/Sonja Hennesdorf. ISBN 3-360-00176-1. M 7.20
- 41.2. Arkadi und Boris Strugatzki: *Die Wellen ersticken den Wind*. Phantastische Erzählung. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 1508, PhB 206). Ü. [wie 41.1.]: Erik Simon
1988: 1. Auflage. 160 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagmotiv: H[elmut] Wenske. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38008-7. DM 10,00
- 41.3. Arkadij & Boris Strugatzki: *Wanderer*. Roman. [Umschlagtitel: *Die Wanderer*] Wilhelm Heyne Verlag, München (HSF 06/5669). Ü. [wie 41.1.]: Erik Simon
1997: [1. Auflage dieser Ausgabe]. 224 S. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagbild: Michael Hasted. Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München. ISBN 3-453-12648-3. DM 16,90

1988

42. **Die Last des Bösen.** Roman
Отягощенные Злом, или сорок лет спустя. 1988 in der Zeitschrift *Юность*, Nrn. 6–7/1988
- 42.1. Arkadi und Boris Strugatzki: *Die mit Bösem Beladenen oder Vierzig Jahre danach*. (Auszug) in: *Buch und Kunst in der UdSSR*, Nr. 4/59–1988, S. 48 f. Ü.: N.N. Ill.: A. Machow. [Mit einem vorangestellten Artikel zum Schaffen der Strugatzkis von N.N.: »Arkadi und Boris Strugatzki: Das Wesentlichste bleibt immer auf der Erde«, S. 46 f.]
- 42.2. Arkadij und Boris Strugatzkij: *Die Last des Bösen*. Roman. Limes Verlag, Frankfurt/M. – Berlin. Ü.: Kurt Baudisch
1991: [1. Auflage]. 272 S. Ln. mit SU. 21 × 13 cm. Umschlagentwurf: Theodor Bayer-Eynck. [Umschlag-] Ill.: Gary Kaemmer/The Image Bank. ISBN 3-8090-2295-0. DM 29,80
- 42.3. Arkadij und Boris Strugatzkij: *Die Last des Bösen*. Roman. Ullstein Verlag, Frankfurt/M. – Berlin (Ullstein Buch Nr. 23352). Ü. [wie 42.2.]: Kurt Baudisch
1994: [1. Auflage der TB-Ausgabe], Juli 1994. 272 S. Kart. 17,7 × 11,7 cm. Umschlagentwurf: Theodor Bayer-Eynck. Umschlagill.: Gary Kaemmer/The Image Bank. ISBN 3-548-23352-X. DM 12,90

1989

43. **Das lahme Schicksal.** [Roman]
Хромая судьба. [Endfassung:] 1989. [Im Original erschien die Binnenhandlung (Banev-Kapitel) 1972 u.d.T. »Гадкие лебеди« [Die häßlichen Schwäne] und 1987 u.d.T. »Время дождя« [Zeit des Regens], die Rahmenhandlung (Sorokin-Kapitel) 1986 in einer abweichenden Version u.d.T. des Gesamtwerkes »Хромая судьба« in der Zeitschrift *Нева*, Nrn. 8–9/1986.]
- 43.1. s.: 32.1. **Die häßlichen Schwäne.**
- 43.2. s.: 32.2. **Die häßlichen Schwäne.**
- 43.3. Arkadi und Boris Strugatzki: *Das lahme Schicksal*. Phantastischer Roman. Verlag Das Neue Berlin, Berlin. Ü.: Erika Pietraß (Sorokin-Kapitel), Helga Gutsche (Banev-Kapitel) [mit Nachdichtungen von Erik Simon]
1990: 1. Auflage. 416 S. PpBd. mit SU. 20,5 × 12,5 cm. Umschlagentwurf: Carl Hoffmann. ISBN 3-360-00310-1. DM 12,80
- 43.4. Boris und Arkadi Strugatzki: *Das lahme Schicksal*. Roman. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. (st 1766, PhB 262). Ü. [wie 43.3.]: Erika Pietraß (Sorokin-Kapitel), Helga Gutsche (Banev-Kapitel) [mit Nachdichtungen von Erik Simon]
1991: 1. Auflage. 416 S. Kart. 17,7 × 10,7 cm. Umschlagmotiv: Juri Schtschukin: Luftschiff über der Stadt, 1933. Umschlag[gestaltung] nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt. ISBN 3-518-38266-7. DM 20,00



44. Stadt der Verdammten. Roman

Град обреченный [Die verurteilte Stadt]. EV [mehrere Auszüge ab]: 1987, [erstmalig komplett:] 1989

- 44.1. Arkadij und Boris Strugatzkij: Stadt der Verdammten. Roman. Ullstein Verlag, Frankfurt/M., Berlin. Ü.: Reinhold Fischer [recte: Reinhard Fischer]
1993: [1. Auflage]. 448 S. PpBd. mit SU. 21 × 13 cm. SU-Gestaltung: Theodor Bayer-Eynck. [SU-] Ill.: Ken Cooper/The Image Bank. ISBN 3-550-06042-4. DM 44.00
- 44.2. Arkadij und Boris Strugatzkij: Stadt der Verdammten. Roman. Ullstein Verlag, Frankfurt/M. – Berlin (Ullstein Buch Nr. 23651). Ü. [wie 44.1.]: Reinhold Fischer [recte: Reinhard Fischer]
1995: [1. Auflage der Taschenbuchausgabe]. 448 S. Kart. 18,7 × 12,2 cm. Umschlagentwurf: Theodor Bayer-Eynck. [Umschlag-] Ill. [wie 44.1.]: Ken Cooper/The Image Bank. ISBN 3-548-23651-0. DM 14.90
- 44.3. Arkadij und Boris Strugatzki: Das Experiment. Roman. Wilhelm Heyne Verlag, München (HSF 06/8217; Meisterwerke der Science Fiction). Mit einem Vorwort von Karlheinz Steinmüller und einem Nachwort zur Entstehung des Werkes von Boris Strugatzki [sowie einem Essay »Eine Stadt aus Papier« von Erik Simon]. Ü.: Reinhold Fischer [recte: Reinhard Fischer] bearbeitet und ergänzt von Erik Simon; Ü. des Nachworts: Erik Simon
- 44.3.1. 2002: [1. Auflage der] Überarbeitete[n] Neuausgabe, 06/02. 528 S. + 1 Farbtafel. Kart. 18 × 11,5 cm. Umschlagbild [und Farbtafel]: Chris Moore. Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa Werbeagentur, CH-Zug. ISBN 3-453-21529-X. EUR 8.00
- 44.3.2. 2003: 2. Auflage. Wie 44.3.1.

1993

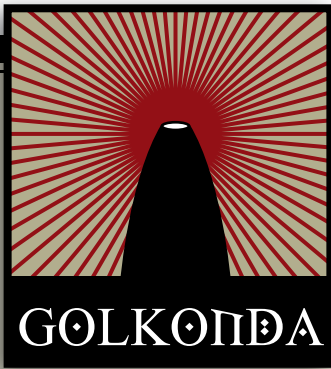
45. Ein Teufel unter den Menschen. [Erzählung von Arkadij Strugatzki unter dem Pseudonym S. Jaroslawzew]
Дьявол среди людей. 1993 in der gleichnamigen Collection
[Als S. Jaroslawzew] in: Wolfgang Jeschke (Hrsg.): Reptilienliebe. Internationale Science Fiction-Erzählungen. Wilhelm Heyne Verlag, München 2001 (HSF 06/6354). S. 391–519. Ü.: Erik Simon

1995

46. **Die Suche nach der Vorherbestimmung oder Der siebenundzwanzigste Lehrsatz der Ethik.** Roman [von Boris Strugatzki]
Поиск предназначения, или Двадцать седьмая теорема этики. 1995 [als S. Wititzki]
Klett-Cotta, Stuttgart. Ü.: Erik Simon
[2005; © 2004:] [1. Auflage]. 440 S. PpBd. mit SU. 21 × 12,5 cm. Umschlaggestaltung: Dietrich Ebert, Reutlingen. ISBN 3-608-93771-4. EUR 21.50

2003

47. **Die Ohnmächtigen.** Roman [von Boris Strugatzki]
Бессильные мира сего [Die Ohnmächtigen dieser Welt]. 2003 [als S. Wititzki]
Klett-Cotta, Stuttgart (Hobbit Presse). Ü.: Erik Simon
2007: [1. Auflage]. 340 S. PpBd. mit SU. 21 × 12,5 cm. Umschlaggestaltung: Dietrich Ebert, Reutlingen. ISBN 978-3-608-93774-9. EUR 22.50



Gazette

Das Paperback-Programm 2010

Im September 2010 startet der Golkonda Verlag eine Paperbackreihe, sämtlich als hochwertige Klappenbroschuren im Format 13 x 20,5 cm zum Preis von (je nach Umfang) zwischen 10 bis 20 Euro.

Den Anfang machen vier Autoren, die uns schon des Längeren ans Herz gewachsen sind:

David Marusek zählt in den USA bereits zu den beliebtesten Autoren anspruchsvoller Science Fiction. Wir bringen eine Auswahl seiner besten Erzählungen unter dem Titel *Wir waren außer uns vor Glück*.

Joe R. Lansdale ist das, was man einen geborenen Erzähler nennt. Vielfach preisgekrönt und in den USA längst ein Star, beginnt er sich nun auch im deutschsprachigen Raum durchzusetzen. Nach den beiden Krimis *Wilder Winter* und *Rumble Tumble* legen wir im kommenden Herbst seinen Texas-Noir-Thriller *Sunset and Sawdust* unter dem Titel *Kahlschlag* als deutsche Erstausgabe vor. Im Frühjahr 2011 wird die Übersetzung seines Romans *Leather Maiden* folgen.

Tobias O. Meißner wurde bereits bei Erscheinen seines ersten Romans *Starfish Rules* mit Kritikerlob geradezu überhäuft. Inzwischen hat er sich mit seiner Fantasy-Serie IM ZEICHEN DES MAMMUTS und der Tolstoi-Hommage *Die Dämonen* einen breiten Fankreis erschrieben. Wir legen seinen zweiten Roman neu auf: *HalbEngel* ist erstmals 1999 im Rotbuch Verlag erschienen und inzwischen vergriffen; nun wird dieser »Power-Roman über die Musik, ein Genie und die Liebe« endlich wieder erhältlich sein.

Edmond Hamilton, Großmeister der Phantastik, ist in Deutschland vor allem mit seinen ganze Galaxien umspannenden Space Operas bekannt geworden. Wir veröffentlichen eine zweibändige Ausgabe seiner VERSCHOLLENEN ABENTEUER VON CAPTAIN FUTURE.

Wir waren außer uns vor Glück

von **David Marusek**

Unter dem Titel *Getting to Know You* erschien 2007 in dem US-amerikanischen Verlag Subterranean Press ein Sammelband mit Erzählungen des in Alaska lebenden Schriftstellers David Marusek. SF-Lesern war Marusek zu dem Zeitpunkt bereits ein Begriff. Seit seiner ersten Geschichte »The Earth Is on the Mend«, im Mai 1993 in der Zeitschrift ASIMOV'S SCIENCE FICTION publiziert, wurden seine Storys und Novellen regelmäßig in »Best of«-Anthologien nachgedruckt und für zahlreiche Literaturpreise nominiert.

Inzwischen hat David Marusek zwei Romane vorgelegt. *Mit Counting Heads* (2005) und *Mind Over Ship* (2009) hat er sich endgültig als herausragender und in vieler Hinsicht bahnbrechender SF-Autor etabliert. Seine Novelle »The Wedding Album« wurde im Jahr 2000 mit dem »Theodore Sturgeon Memorial Award« ausgezeichnet.

Im Golkonda Verlag erscheint nun ein Sammelband mit fünf Erzählungen und Novellen, die alle vor dem Hintergrund desselben Zukunftsentwurfs spielen wie Maruseks Romane. Darin enthalten sind unter anderem seine beiden Meisternovellen »We Were Out Of Our Minds With Joy« und »The Wedding Album«, die im englischsprachigen Raum zu den am häufigsten nachgedruckten SF-Texten überhaupt zählen.

Deutsche Erstausgabe

Ins Deutsche übertragen von

Jasper Nicolaisen & Jakob Schmidt

Klappenbroschur | ca. 200 Seiten | ca. € 14,90

ISBN 978-3-942396-03-5

Voraussichtlicher Erscheinungstermin: Herbst 2010

Kahlschlag

von **Joe R. Lansdale**

(*Sunset and Sawdust* | Alfred A. Knopf 2004)

Osttexas in den 30er Jahren: In Camp Rapture ist die Sägemühle der Familie Jones der größte Arbeitgeber. Pete, einziger Sohn der Familie und Constable des kleinen Orts, prügelt und vergewaltigt regelmäßig seine Frau Sunset, bis diese ihn eines Tages in Notwehr erschießt.

Ganz Camp Rapture steht Kopf, als Petes Mutter sich nicht nur auf Sunsets Seite schlägt, sondern auch dafür sorgt, dass ihre Schwiegertochter der neue Constable des Ortes wird. Als wäre diese Kröte nicht schon schwer genug zu schlucken, nimmt Sunset ihre neue Aufgabe auch noch außerordentlich ernst. Ihre Untersuchung eines rätselhaften Doppelmords reißt sie in einen gefährlichen Strudel aus Gier, Korruption und brutaler Gewalt.

Deutsche Erstausgabe

Herausgegeben von *Richard Betzenbichler*

Ins Deutsche übertragen von **Katrin Mrugalla**

Klappenbroschur | ca. 360 Seiten | ca. € 16,90

ISBN 978-3-942396-01-1

Voraussichtlicher Erscheinungstermin: *Herbst 2010*

HalbEngel

von **Tobias O. Meißner**

»Ich glaube nicht an Noten. Ich glaube an den Rausch in mir.«

HalbEngel ist eine Reise in die Welt der Rockmusik – in die Welt der Musiker, Groupies, Produzenten, Kritiker und Fans. Tobias O. Meißner schreibt in diesem Roman über alle Facetten eines Genies: die wahnsinnige Leidenschaft für die Sache, das Leiden der Menschen, die ihn lieben, und auch das geile Gefühl derer, für die Floyd Timmen einfach ein großartiger Musiker ist. *HalbEngel* ist ein Power-Roman über Musik, über ein Genie und über die Liebe.

Einer der ganz großen Romane um Musik und Leidenschaft, der sich mit Meisterwerken wie *Armageddon Rock* von George RR Martin, *Schattenklänge* von Lewis Shiner und *High Fidelity* von Nick Hornby messen kann.

Durchgesehene Neuausgabe

Klappenbroschur | ca. 200 Seiten | ca. € 16,90

ISBN 978-3-942396-02-8

Voraussichtlicher Erscheinungstermin: *Herbst 2010*

Die Rückkehr von Captain Future

von **Edmond Hamilton**

(*Captain Future — DIE VERSCHOLLENEN ABENTEUER 1*)

Curtis Newton, Beschützer der Erde und Retter des Sonnensystems, ist in den Tiefen des Weltalls verschollen. Werden wir ihn und seine Freunde, die heldenhaften Futuremen, jemals wiedersehen? Ist es möglich, das Captain Future, der Roboter Grag, der Androide Otho und das lebende Gehirn Simon Wright in der Andromeda-Galaxis auf einen Gegner gestoßen sind, dem sogar sie nicht gewachsen sind?

Diese und andere Fragen beantwortet SF-Großmeister Edmond Hamilton in vier längeren Erzählungen, die im Jahr 1950 in den USA erschienen sind und hier erstmals auf Deutsch vorgelegt werden. Ein weiterer Band, der die letzten drei CAPTAIN FUTURE-Erzählungen Hamiltons sowie die mit dem »Hugo Award« ausgezeichnete Novelle »The Death of Captain Future« von Allen Steele enthalten wird, erscheint im Frühjahr 2011.

Deutsche Erstausgabe

Ins Deutsche übertragen von **Frauke Lengermann**

Klappenbroschur | ca. 200 Seiten | ca. € 14,90

ISBN 978-3-942396-04-2

Voraussichtlicher Erscheinungstermin: *Herbst 2010*

Im Schatten des Tigers

von **Angélica Gorodischer**

Argentinien ist im Jahr 2010 Ehrengast der Frankfurter Buchmesse. Aus diesem Anlass präsentieren wir einen Sammelband mit Erzählungen einer der ganz großen Stimmen der lateinamerikanischen Phantastik: Angélica Gorodischer ist in ihrer Heimat längst eine lebende Legende. Auf Deutsch war von ihr bisher lediglich der Roman *Eine Vase aus Alabaster* zu haben. Die vorliegende Auswahl soll einen Einblick in das vielgestaltige Werk dieser preisgekrönten Autorin geben.

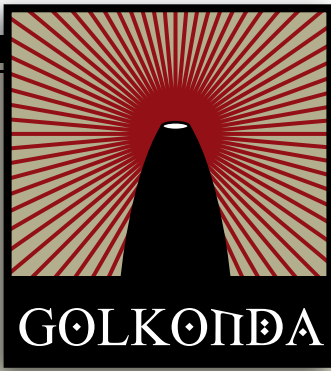
Deutsche Erstausgabe

Aus dem argentinischen Spanisch von einer Gruppe von Studentinnen und Studenten der Universität Potsdam unter Leitung von **Susanna Mende**

Klappenbroschur | ca. 160 Seiten | ca. € 16,90

ISBN 978-3-942396-08-0

Voraussichtlicher Erscheinungstermin: *Herbst 2010*



Gazette

HAL DUNCAN

Im Ghetto

Einige Gedanken über das literarische Niveau der Science-Fiction-Literatur und das Selbstbild der Szene

Unter Science-Fiction-Freunden hat es fast schon Tradition, sich darüber zu echauffern, dass Literaturkritiker, Universitätsdozenten und überhaupt der ganze Rest der Welt nicht zu würdigen wüssten, was für Schätze innerhalb des von uns geliebten Genres zu finden sind. Das Ringen um Anerkennung ist manchmal ebenso verzweifelt wie die Abschottung vom literarischen Mainstream, die ihm vorausgeht und es begleitet. Hal Duncan setzt sich mit diesem Phänomen auf die ihm eigene deftige Weise auseinander – und kommt zu einem überraschenden Ergebnis. Aber vorsichtig: Hier hagelt es lebensgefährliche Metaphern!

Ein paar Äußerungen, die vor einiger Zeit im Onlineforum des Verlages Night Shade Books gepostet wurden, haben mir zu denken gegeben. Erst wollte ich nur eine kurze Erwiderung abfeuern, aber dann hat meine Erwiderung wie gewohnt beschlossen, sich zu einem verdammten Epos auszuwachsen, und nicht alles darin bezog sich auf die Dinge, die mich zu ihr angeregt hatten. Also habe ich beschlossen, meine Schimpfkanonade hier zu veröffentlichen ...

1. Scheid gansch leische. Ich jage Karnickel.

»Kein SF-Roman hat jemals den Booker-Preis¹ gewonnen«, stellt Mike Coombes fest und löst damit eine kleine Diskussion darüber aus, ob die Science Fiction irgendwelche Talente hervorgebracht hat, die sich mit Mainstream²-Autoren wie Hemingway, Steinbeck und ihresgleichen messen können, und ob neuere anspruchsvollere Fan-

tasy-Autoren wie Jeff VanderMeer, China Miéville, Jeffrey Ford oder K. J. Bishop vielleicht sogar den bisher sorgsam abgewandten Blick des Literaturestablishments auf sich ziehen könnten.

Also gut.

Kein SF-Roman hat jemals den Booker gewonnen. Wohl wahr. Aber immerhin hat Rushdie 1981 für *Midnight's Children* (dt. *Mitternachtskinder*) den Booker erhalten, und 1993 wurde er sogar mit dem »Booker of Bookers« geehrt; zwar nicht für einen SF-Roman, aber eine phantastische Geschichte ist das durchaus. Und wurde Moorcock für die CORNELIUS-CHRONIKEN nicht mit dem Preis des GUARDIAN ausgezeichnet? Wird an Schulen und Universitäten nicht noch immer Spenser und Milton und Shakespeare unterrichtet? Wenn ich mich nicht täusche, wird auch das irre Geschwafel von William Blake noch immer hoch geschätzt. Nun, ich denke, dass wir Genrekarnickel die Feindseligkeit des gefürchteten Literaturestablishments gegenüber nichtrealistischer Erzählliteratur manchmal ein wenig überschätzen. Wir beklagen uns über den Mangel an Phantasie in dem, was für respektabel, was für »Literatur« gehalten wird. Wir äußern uns verbittert über diese drögen Spießer, die der Meinung sind, nur die realistische Abbildung des Alltags verdiene Respekt. Wenn es SF ist, kann es nichts taugen, denken sie. Wenn es gut ist, kann es keine SF

1 »Von dem Industriekonzern Booker McConnell und von der National Book League vergebener bedeutender Literaturpreis; er wird jährlich für den besten Roman in englischer Sprache, der von einem Bürger des Commonwealth, Irlands oder Südafrikas verfasst und zum ersten Mal von einem britischen Verlag veröffentlicht worden ist, verliehen.« *Der Literatur-Brockhaus*, 21995, I 407. A.d.Ü.

2 Innerhalb der SF-Szene wird alles, was nicht Genreliteratur ist, als »Mainstream« bezeichnet. A.d.Ü.

sein. Das denken sie, davon sind wir überzeugt. Falls ein SF-Roman jemals den Booker gewinnen sollte, würden die Kritiker sagen: Nun, das ist keine SF – kann es gar nicht sein, schließlich ist es gut. Ach, wir armen kleinen Genrekarnickel.

So ein Schwachsinn. Dummes Zeug, von Anfang bis Ende.

Vielleicht sollte die Frage eher lauten, ob irgendein SF-Roman, irgendein Genrebuch es jemals verdient gehabt hätte, den Booker zu gewinnen, und ob irgendein Roman, der den Booker gewonnen hat oder ihn verdient hätte, auch das Etikett ›Science Fiction‹ verdient hätte bzw. tatsächlich als Genreroman bezeichnet werden kann. Vielleicht geht es in dieser Diskussion auch darum, dass wir Genrekarnickel nicht bereit sind, die Grenzen zwischen eigentlichen Genretexten und gänzlich realistischer Literatur klar zu ziehen. Wir verwenden die Begriffe SF und Fantasy für alles, was nur entfernt phantastisch zu sein scheint. *Mitternachtskinder* mag ein phantastischer Roman sein, aber »Fantasy« ist er deswegen noch lange nicht. Und nach welcher Definition sind die CORNELIUS-CHRONIKEN SF? Nach welcher Definition bezeichnen wir Moorcock als Genreautor? Er hat New-Wave-SF geschrieben, Schwert-und-Magie-Fantasy, realistische Sachen wie *Mother London* (dt. *Mutter London*) – er ist ein literarischer Experimentator ersten Ranges. Aber von einer Sache sind wir überzeugt: Er gehört zu uns, er ist ein Genrekarnickel. Und wenn er und andere auch unbestreitbar Genretexte geschrieben haben, dann haben er und andere auch Meisterwerke geschaffen, die – wie die abgegriffene Phrase lautet – »das Genre transzendieren«. Sie haben bewiesen, dass SF ein Genre ist, dass seine Berechtigung hat, immer und immer wieder. Nur dieses verdammte Literaturestablishment will das nicht einsehen.

Mir kommt das so vor wie die Sichtweise von Leuten, die noch nie aus dem Ghetto herausgekommen sind. Aus dem Kaninchenbau unten am Fluss, in dem wir Genrekarnickel uns so wohlfühlen. Manchmal strecken wir die Nase heraus, schnuppern die Luft, und wenn sie nur entfernt nach Fuchs oder Bauer riecht, huschen wir wieder in Sicherheit und jammern und winseln darüber, dass die Genreliteratur – SF, Fantasy oder Horror – nicht angemessen respektiert wird. Wie können diese Literaturtypen nur übersehen, wie niedrig und flauschig und ausgesprochen liebenswert wir sind?

Meines Erachtens ist das alles Quatsch mit Soße. Wir schauen aus dem Kaninchenbau hinaus, spähen allenfalls zwischen einen paar Grashalmen hindurch; und wir werden von einer Wahnvorstellung geblendet, von einer Krankheit, die in unserem Bau grassiert, weil wir so dicht beieinander leben – eine aus Schüchternheit geborene Lüge. Und wir haben Schaum vor dem Maul und zucken mit den

Löffeln, wenn wir daran denken, wie entsetzlich esch ischt, dasch unsch die Leute nicht mögen. Wir haben ihnen gezeigt, wie gut SF sein kann, und sie mögen uns noch immer nicht. SF ist gut, das Literaturestablishment schlecht.

Einen Augenblick, ich muss meine Schrotflinte laden.

2. Drehen wir die Polarität doch einmal um

Kein SF-Roman hat jemals den Booker-Preis gewonnen. Was folgt daraus? Kein *Science Fiction*-Roman hat jemals den Booker gewonnen? Kein *Sci-Fi*-Roman hat jemals den Booker gewonnen? Kein *Speculative Fiction*-Roman hat jemals den Booker-Preis gewonnen? Kein *Science Fantasy*-Roman hat jemals den Booker-Preis gewonnen? Kein abgefahrener, experimenteller, nichtrealistischer »Ich schrotte dein Gehirn«-Roman hat jemals den Booker-Preis gewonnen? Denn auf was zum Teufel sollen wir deuten, wenn wir der Welt dort draußen beweisen wollen, dass ein Genrekarnickel den Booker verdient hätte? Asimov, Heinlein und Clarke? Ihr wollt mich wohl verarschen. Phil Dick? Ein großartiger Ideenautor, aber vielleicht hatten die Pillen und der Schnaps doch einen schlechten Einfluss auf seinen Stil, denn so dolle ist der nicht. Ellison? Delany? Zelazny? Gibson? Ellison ist in erster Linie ein Kurzgeschichtenautor. Delanys kühnste Werke sind experimentelle Fantasy wie die *NEVERYON*-Serie oder *Dhalgren*. Zelazny und Gibson ... hmmm ... gut, aber gut genug?

Na schön, vergessen wir den Booker. Suchen wir einen besseren Vergleich, einen besseren Maßstab für Qualität. Preise bedeuten nicht immer allzu viel. Wir reden hier über Respekt, über Ansehen bei den Kritikern.

Nehmen wir, nur um der Diskussion willen, eine kleine absurde Komödie als Maßstab, im Vergleich mit der – hinsichtlich Charakterisierung und Schilderung des menschlichen Daseins – sämtliche SF-Bücher aussehen wie eine pseudophilosophische Wichtvorlage für Teenager à la *Matrix*. Wie Abenteuergeschichten. Technothriller. Grünfutter für Genrekarnickel. Nehmen wir *Catch-22* als Maßstab für einen modernen Klassiker. Von zentraler Bedeutung ist darin schließlich eine Annahme, die der SF recht nahe kommt, keine technologische, sondern eine bürokratische Idee, die jedoch dieselben »Was wäre wenn«-Rezeptoren anspricht. Mittels dieser allem zugrunde liegenden großartigen Idee – dem Teufelskreis, dem wir alle ausgeliefert sind – macht sich das Buch daran, die sonderbare Welt des Zweiten Weltkrieges zu erforschen – eine Welt, die für die Hauptfigur Yossarian manchmal so unbegreiflich

ist, dass sie ebenso gut ein ferner Planet sein könnte. Das Buch ist äußerst zugänglich und setzt Humor ungefähr so ein, wie die SF das Staunen einsetzt, um dem Leser ein Vergnügen zu bereiten, das er in langweiligen, ermüdenden realistischen Schinken nicht findet. Der Roman tanzt, ist verspielt, führt den Leser an die in ihm enthaltene Vielzahl verrückter Ideen heran, extrapoliert sie in einem fort, um uns neugierig zu machen, um uns Angst und Schrecken einzujagen, uns auf die Wirklichkeit zu verweisen, die darin satirisch dargestellt, in einer phantasievollen Verwandlung abgebildet wird. Der SF gar nicht so unähnlich, möchte ich sagen.

Der Schlüsselbegriff, der die SF beschreibt, lautet »Idee«, will ich meinen, und zwar im Hinblick auf futurologische Projektionen, technologische McGuffins, soziologische Gedankenexperimente und metaphorische Mutmaßungen. Und da *Catch-22* seine Wirkung auf einer ähnlichen Grundlage entfaltet, scheint es sich mir weit besser mit der SF vergleichen zu lassen als zeitgenössische realistische Werke. Außerdem war der Roman kommerziell wie bei den Kritikern ein großer Erfolg – ein populäres Buch, aber kein populistisches. Ein Buch, das einen gewissen »Kultstatus« erlangt hat und also, folgen wir der Logik kurzsichtiger Genrekarnickel, aus dem Kanon moderner Klassiker ausgeschlossen bleiben müsste. Das Literaturestablishment mag keine Kultbücher, so glauben wir, denn sie sind ihr eigener Kult, der am Altar des Alltäglichen betet und keine Götter neben sich duldet als den einen wahren Gott des Realismus.

Warum ist *Catch-22* dann einer der großen Klassiker des 20. Jahrhunderts, wenn so viele unserer SF-Lieblingsbücher gänzlich unbeachtet in der tiefsten Höhle unseres Kaninchenbaus herumliegen?

Wechseln wir einmal den Standpunkt. Warum liegen so viele unserer SF-Lieblingsbücher tief unter der Erde begraben, wenn ein Buch wie *Catch-22*, das sich vom Wesen her gar nicht so sehr von ihnen unterscheidet, aufrecht dasteht, auf die Felder hinausschreitet und mit erstaunten Blicken und Schweigen begrüßt wird? Füchse ergreifen die Flucht. Bauern machen sich vor Angst in die Hose. Gütiger Gott, dieses Buch läuft auf den Hinterbeinen! Ein solches Karnickel habe ich noch nie gesehen.

Vielleicht ist es schwer, anderen Respekt abzunötigen, wenn man sich selbst nicht respektiert.

Catch-22 ist ein Roman, der im Krieg spielt, aber er gehört zu keinem sonderbaren Genre mit dem Etikett »Kriegsliteratur«. Fans von Kriegscomics und John-Wayne-Filmen, Alistair-Maclean-Romanen und anderem militaristischen Mumpitz brüsten sich nicht damit,

wie toll das Genre der Kriegsliteratur sei, ganz gleich, was andere sagen – schaut her, es hat Bücher wie *Catch-22* hervorgebracht, und solche Meister wie Hemingway und Faulkner haben Kriegsromane geschrieben. Kriegsliteratur ist ein unterschätztes Genre! Es hat euren Respekt verdient. Klar, es ist viel Mist dabei, aber deswegen kann man doch nicht das ganze Genre abtun ... Fans von Kriegsliteratur sind so vernünftig, nicht unentwegt von traditioneller Kriegsliteratur und moderner Kriegsliteratur zu schwafeln, sie verbreiten sich nicht darüber, wer im eigentlichen Sinne zum Genre gehört und wer nicht. *Catch-22* dem Genre der Kriegsliteratur zuzurechnen, wäre einfach albern.

Gibt es irgendwelche SF-Romane von SF-Autoren, die es mit *Catch-22* aufnehmen können? Nun, ja und nein. Die Werke von Ballard, Burroughs, Moorcock, Vonnegut, Bester – bestimmt ist die Liste mit mitreißenden, klugen und ambitionierten Büchern, die es mit diesem modernen Klassiker aufnehmen können, so lang wie mein Arm. Bestimmt gibt es unter dem ganzen Schund auch Juwelen. Aber kann man Juwelen und Schund deshalb in einen Topf werfen? Wirklich? Ehrlich? Hat William Burroughs SF geschrieben, oder war er nicht eher ein Beatnik, der experimentelle Literatur verfasste? Warum hat Vonnegut mit seiner Behauptung, er schreibe eigentlich gar keine SF, den Fans einen Schlag ins Gesicht versetzt? Ist Ballard mit seinen Katastrophengeschichten, seinen »postapokalyptischen« Texten, seinen SF-Romanen einem Patentrezept des Genres gefolgt ... oder hat er nicht einfach, nun ja, Ballard-Romane geschrieben? Wenn wir Genrekarnickel das alles als SF bezeichnen, ist das vielleicht so, wie wenn ein Bekloppter, der sich hundertmal *Die Kanonen von Navarone* angeschaut hat, behauptet, *Catch-22* sei nur ein weiterer Kriegsroman unter vielen.

Das mag ja sehr egalitär sein, wenn man die gute, die schlechte und die wirklich üble phantastische Literatur – Texte, die auf einer phantastischen Idee gründen – alle im netten gemütlichen Kaninchenbau der SF versammelt. Aber nach einer Weile, so habe ich den Eindruck, entsteht etwas so Kompliziertes, mit so vielen Tunneln, die in diese oder jene Richtung führen, dass die ganze Sache in sich zusammenzustürzen droht. Wenn wir behaupten, dass dieser oder jener Text SF sei, weil SF nicht nur Science Fiction umfasst, sondern auch *Speculative Fiction*, *Science Fantasy*, *Alternativweltgeschichten*, *Space Opera*, experimentelle Literatur und dergleichen mehr – kein Genre also, sondern ein ganzer Haufen von Genres und Genremischungen –, dann spielen wir letztendlich dasselbe Spiel wie unsere gefürchteten intellektuellen Gegenspieler aus der vornehmen Gesellschaft. Sie sagen, SF sei schlecht, und wenn etwas gut

sei, sei es nicht SF. Wir drehen die Polarität um und ersetzen »gut« mit »phantastisch«, und Simsalabim, schon ist SF eine großartige und ehrwürdige Kunstform. Und da ein Mangel an Phantasie mit Einfallslosigkeit gleichgesetzt werden kann und somit schlecht ist, tun wir jeglichen Realismus mit einer Handbewegung ab.

Und damit stecken wir selbst in einem Teufelskreis, folgen wir einer irrationalen Regel, die da lautet: »Es gefällt uns, also muss es SF sein.« Und so beschönigen wir den riesigen Unterschied, der zwischen nach Schema F geschriebenen Kokolores und Texten besteht, die das Genre an den Eiern packen, fest zudrücken und sagen: »Wir spielen nach meinen eigenen Regeln.« In Wahrheit geben die wirklich guten Sachen einen Scheißdreck auf Genrekonventionen. Sie bearbeiten sie mit dem Vorschlaghammer. Sie reißen sie in Stücke, kauen sie durch, spucken sie wieder aus und formen daraus außergewöhnliche Skulpturen. Das ist keine Genreliteratur, sondern genau das Gegenteil. Vielleicht sollten wir es dann nicht mehr SF nennen. Vielleicht sollten wir die Polarität umdrehen, das Unvorstellbare denken, das Unaussprechliche sagen:

Sie haben recht, weißt du. SF ist Mist. Dieses Zeug dagegen, das sich nicht an Genrekonventionen hält, das mit der SF aber oberflächliche Merkmale gemein hat so wie *Catch-22* mit irgendeinem beschissenen John-Wayne-Film – dieses Zeug ist guuuuut. Warum zum Teufel sollten wir es dann mit dem Mist in einen Topf werfen? Warum zum Teufel sagen wir SF dazu?

3. Mütterliche Gefühle

Versteht Ihr, genau darauf kommt es meines Erachtens an. Hat jemals ein Krimi den Booker gewonnen? Ein Liebesroman? Ein Western? Irgendein schwärendes Geschwulst mit Kirk und Spock in der Hauptrolle? Irgendein nach Schema F geschriebener Genrebrei? Das hat einen Scheißdreck damit zu tun, dass hier einem literarischen Genre die Anerkennung verweigert wird, oder mit einer Abneigung gegenüber phantastischer Literatur. *Mitternachtskinder* wurde schließlich auch mit einem Booker ausgezeichnet. Denkt darüber mal nach. Es geht um Genreliteratur, um kommerzialisierte Schundliteratur vom Fließband. Kein Roman mit der Bezeichnung *Science Fiction* auf dem Rücken und einem Raumschiff auf dem Titelbild hat also jemals den Booker gewonnen? Echt wahr? Ihr meint also, das intellektuelle, hochklassige Literaturestablishment lädt die Crackhure im roten Lederminirock nie zu ihren Cocktailpartys ein?³

3 Nachtrag des Autors: Nur um evtl. Missverständnissen vorzugreifen: Die Ver-

Du meine Güte! Eben deshalb wird der SF nicht der möglicherweise verdiente Respekt entgegengebracht. Eben deshalb wird sie mit einer Handbewegung abgetan und mit dem Kommentar: »Ach, mit Sci-Fi kann ich nichts anfangen«, woraufhin jedes anständige Genrekarnickel sofort einen Anfall bekommt. SF, du Wichser, murmeln wir dann vor uns hin. Es heißt SF, und nicht Sci-Fi. Uns schießt das Blut ins Gesicht, wir ballen die Fäuste und unsere Augen zucken. Aber wisst ihr was: Eigentlich stehen wir nur in unseren roten Lederminirocken da und sagen: »Ich bin keine Hure; ich bin eine professionelle Masseur.«

Dabei hat schon unsere Mutter diesen Rock getragen. Wir sind die Söhne und Töchter der heruntergekommenen Hure namens Sci-Fi, und es ist an der Zeit, dass wir damit ins Reine kommen.

Ich meine – worin besteht denn das Anliegen von uns SF-Autoren und SF-Lesern, wenn wir in unkontrollierte Zuckungen verfallen, die Schranktür hinter uns zuschlagen und in die Welt hinausrufen: »Es heißt SF, und nicht Sci-Fi!« Und was denken *sie* sich (Ihr wisst schon ... *sie* ... das mysteriöse Literaturestablishment und die Typen von Presse und Fernsehen, unsere allgegenwärtigen Feinde), wenn sie alles unbekümmert als Sci-Fi bezeichnen, angesichts unserer grundlosen Feindseligkeit peinlich berührt blinzeln und nicht verstehen, warum wir plötzlich ein so ausgeprägtes Revierverhalten an den Tag legen? Mit Sci-Fi können sie nichts anfangen, sagen sie. Also haken wir nach und finden heraus, dass sie Kubricks *2001* für einen der besten Filme aller Zeiten halten, dass *1984* ihr politisches Bewusstsein nachhaltig beeinflusst hat, und dergleichen mehr. Aber mit Sci-Fi können sie eigentlich nichts anfangen. Und wir rasten aus wie ein Schizophrener, packen sie am Kragen und murmeln wie ein durchgeknallter Seebär, dass es nicht Sci-Fi heißt, sondern SF, dass SF mehr Anerkennung verdient hat, schließlich gäbe es Bücher wie blablabla ...

Und sie nicken und lächeln den Verrückten an.

Wir stehen schon zu lange mit dem Rücken zur Schrankwand, lassen uns dieses Mantra in einem fort durch den Kopf gehen: Es heißt SF, nicht Sci-Fi, es heißt SF, nicht Sci-Fi, es heißt SF, nicht Sci-Fi.

Scheiß drauf – öffnen wir den Schrank und lassen wir unsere Mutter, die heruntergekommene Hure, heraus. Lasst uns alle im Fern-

wendung der Mutter/Hure-Metapher spiegelt keineswegs eine tiefsitzende Frauenfeindlichkeit meinerseits wider; sie scheint mir einfach einer Form von Literatur angemessen, die in erster Linie die kindischen Phantasien vierzehnjähriger Jungs befriedigen möchte. Hätte ich das Bild eines Strichjungen in coolen aufgeschlitzten Jeans verwendet, hätte sich das ganze Gemurre vielleicht in eine völlig andere Richtung entwickelt. Wahrscheinlich mehr in die auf meiner Seite des Bettes.

sehen auftreten und gestehen: Unsere Mutter ist eine Hure, dann werfen wir ein paar Stühle durch die Gegend, brechen in Tränen aus und werden gefühlsselig, und damit hat sich die ganze Chose.

Vielleicht, ganz vielleicht sagen *sie* ja nur, dass sie keine Literatur mögen, die allzu sehr Genrekonventionen verhaftet ist. Sie mögen keinen nach Schema F gestrickten Mist, den sie Sci-Fi nennen, weil er unter dieser Bezeichnung verkauft wird. Sie mögen generell keinen nach Schema F gestrickten Mist. Wir denken natürlich, dass sie unsere geliebte SF-Literatur in Bausch und Bogen abtun, denn darüber reden sie unserer Meinung nach. Doch vielleicht, ganz vielleicht, wenn *sie* sich dann gut gelaunt umdrehen und erzählen, ja, diese Story sei großartig und jener Roman ein Meisterwerk, und vielleicht, ganz vielleicht, wenn sie dann argumentieren, diese Texte seien keine »Science Fiction« oder »Sci-Fi« – nun, vielleicht sollten wir ihnen dann verdammt nochmal zuhören.

Science Fiction, unsere Schlampe von einer Mutter, ist eine Crackhure, die jedem für 10 Dollar einen bläst. Pulp Fiction eben. Pulp Fiction kniet nieder, öffnet dir den Hosenladen und bietet alle sinnlichen Fähigkeiten ihrer rauen Zunge auf, um dir ein paar Minuten lang ekstatische Freuden zu bereiten.

Noch ein Gedanke: Der Grund für die Aussage, »wenn es gut ist, ist es keine SF«, könnte einfach der sein, dass sie zutrifft. *Sie* haben recht. Die sophistische Unterscheidung zwischen Genreliteratur und Literatur, die einfach nur Genrekonventionen wiederkaut, ist ein Widerspruch in sich. Genreliteratur ist Literatur, die Genrekonventionen verhaftet ist, und damit gequirlte Scheiße. Literatur, die einem gewissen Anspruch gerecht wird, tut dies, weil sie ihre Wirkungsmächtigkeit nicht der Übereinstimmung mit einer bestimmten Erwartungshaltung verdankt, ganz gleich, wie viele Tropen und Techniken und Konventionen sie mit diesem oder jenem Genre gemeinsam hat. Sie ist nicht einfach nur ein gedankenloses Wiederkauen der immer gleichen Tropen und Techniken und Konventionen. Sie hält sich nicht an Schema F. Sie ist keine wieder aufbereitete Pampe. Sie ist nicht einfach nur kommerzieller Schund, der darauf abzielt, unsere elenden eskapistischen Bedürfnisse zu stillen, eine seichte, feige Pornographie des Staunens. Hey, Freundchen, ich besorg es dir! Zehn Dollar, und lutsch lutsch.

Ssssssssssst. Oh, Schätzchen. Du machst das großartig.

4. Hamburger im SF-Café

Ich habe nichts gegen diese Pornographie des Staunens, gegen einfache eskapistische Unterhaltung, gegen die Junk-Food-Literatur, mit der ich aufgewachsen bin. Ich liebe dieses liederliche Flittchen, die Sci-Fi-Hure, die mich gezeugt hat, denn wenn es darum geht, dir einen zu besorgen, ist sie unschlagbar. Eine Million männliche Teenager können nicht irren. Aber wenn so viel von dem, was wir SF nennen, als »bahnbrechend« verkauft wird, als etwas, das »die Genregrenzen transzendiert«, blablabla – nun, dann kommt es mir ein wenig schizophren vor, das noch immer als Genreliteratur zu bezeichnen. Genreliteratur soll es sein, aber nicht den Genrekonventionen verhaftet. SF, aber nicht Sci-Fi. Schau nicht zu, wie die Schlampe hinter dem Vorhang dem vierzehnjährigen Jungen einen bläst. Schau hierher. Schau doch. Diese tanzenden Finger ...! Und da wundern wir uns, wenn *sie* sich verständnislos abwenden?

»Mit Big Macs kann ich nichts anfangen«, sagen sie.

»Das sind keine Big Macs«, schreien wir. »Big Macs, das ist dieser populistische Mist, den die Schwachköpfe dort drüben gut finden. Richtig heißt das »Hamburger«. Also sagen Sie in Wirklichkeit, dass Sie keine Hamburger mögen. Und wie ist das möglich? Hier, sehen Sie doch! Versuchen Sie das mal. Schmeckt das nicht wunderbar?«

»Das ist aber ein Tatarbeefsteak.«

»Nein, ist es nicht, das ist ein Hamburger! Sehen Sie hier, das rote Fleisch? Sehen Sie? Ein Hamburger!«

»Das Fleisch ist roh. Hamburger sind gebraten.«

»Nein! Nein! Hamburger müssen nicht gebraten sein. Sehen Sie, Hamburger gibt es schon lange nicht mehr nur in Imbissbuden. Das war das traditionelle Zeug, die Hamburger aus dem »Goldenen Zeitalter«. Das war früher, in den 50ern. Dann kam die New Wave und hat mit alldem aufgeräumt, wirklich bahnbrechende Sachen tauchten da auf der Speisekarte auf – Sie glauben ja gar nicht, wie viele unterschiedliche Möglichkeiten es gibt, einen Hamburger zuzubereiten! Hamburger sind so viel mehr als früher. Eine anerkannte Kochkunst. Schauen Sie, hier!«

»Das ist Pastete.«

»Oder das hier.«

»Das sind Tournedos.«

»Oder das.«

»Das ist Chili con carne.«

»Aber es ist doch alles rotes Fleisch! Also ist es alles Hamburger!« Und sie nicken und lächeln den Verrückten an.

Ich weiß noch, wie ich einmal in einer kleinen Stadt in North Carolina ein japanisches Restaurant betreten habe. Toll, dachte ich. Miso-Suppe, Tempura, Ramen, Nudeln, scharf und gut gewürzt, leckeres Essen, bei dem dir das Wasser in die Augen schießt und die Geschmacksknospen kribbeln. Aber nein. Hier stand keine Miso-Suppe auf der Speisekarte. Bei Gott, da stand:

Rindfleisch mit Sojasauce und Reis
Garnelen mit Sojasauce und Reis
Huhn mit Sojasauce und Reis
Rindfleisch & Huhn mit Sojasauce und Reis
Garnelen & Rindfleisch mit Sojasauce und Reis
Huhn & Garnelen mit Sojasauce und Reis

Und, mannomann, das Tagesgericht:

Rindfleisch & Huhn & Garnelen mit Sojasauce und Reis

Wie verdammt aufregend!

Und genau so sieht es im Genre aus. Eine bessere Metapher für Literatur nach Schema F will mir nicht einfallen. Dabei ist SF – was wir blindlings als SF bezeichnen – genau das Gegenteil davon. New Wave, Cyberpunk, New Weird, und ja, sogar die traditionellen Space-Opera- und Alternativweltgeschichten und dergleichen mehr – auf unserer Speisekarte könnten japanische Gerichte, indonesische, thailändische, chinesische, indische, mexikanische, französische, italienische und Gott weiß noch was sonst stehen. Aber was schreiben wir darauf? SF. Könnte ja sonst die etwas konservativeren Gäste abschrecken, weißt du, wenn wir diese ganzen hochtrabenden Fremdwörter gleich auf die Speisekarte schreiben, die im Fenster hängt. »Lamb Rogan Josh« und »Chicken Pad Thai«. Belassen wir es lieber bei Hamburger.

Und das Literaturestablishment steht draußen, schaut sich die Speisekarte im Fenster an und fühlt sich davon nicht im Mindesten angesprochen. Sieht ziemlich gleichförmig aus, findest du nicht auch? Ich meine, hier gibt es ja nur Hamburger ...

5. Das Leben im Ghetto

Immerhin, das Leben auf dem Marktplatz der Science Fiction ist etwas schicker und abwechslungsreicher geworden, seit diese Beatniks und Künstlertypen in die Mansarden über den Bordellen und Crackhöhlen gezogen sind, aber es ist noch immer derselbe Marktplatz,

dasselbe Ghetto mit jeder Menge Nutten, die nur allzu bereit sind, sich aufzudonnern und ihren Arsch zu verkaufen. Und selbst wenn das, was wir als SF bezeichnen, etwas mehr Avantgarde ist als Prostitution, ist SF doch immer noch ein einziges sinnliches Erlebnis, das zum Verkauf steht. Es hat keinen Zweck, sich darüber zu beschweren, dass die Leute über deine Wohngegend herziehen, wenn dein Nachbar ein Crackhaus betreibt und du selbst, nun ja, ab und an auch gerne ein Haschpfeifchen schmauchst.

Wir leben noch immer in einem ziemlich anrühigen Teil der Stadt; aber wir sitzen eben auch weiterhin im Ghetto fest, weil es uns hier gefällt. Freaks und andere verrückte Typen fühlen sich hier einfach wohl. Manche der Nutten an den Straßenecken sind in Wirklichkeit Tunten im Fummel oder Performancekünstler. In den Bars ist einfach mehr los, und hey, die Miete ist billig. Und was noch viel wichtiger ist – dieser Marktplatz scheint manchmal weit dynamischer, weit aufregender zu sein als irgendeine Galerie im Villenviertel, in der ein Haufen von Mittelstandslangweilern die Champagnergläser klirren lassen und in einem fort darüber schwafeln, wie abgeschmackt das neuste Wunderkind doch eigentlich ist, Schätzchen, sooooo banal, wirklich, völlig überbewertet. Es hat schon seine Gründe, dass wir die gesellschaftliche Stigmatisierung und die verwahrlosten Wohnverhältnisse im SF-Ghetto in Kauf nehmen, denn hier verfügen wir über die Freiheit, unabhängig von den eintönigen, verbohrteten Spielregeln der vornehmen Gesellschaft und des zeitgenössischen Realismus zu arbeiten. Diese Literaturpreise können uns gestohlen bleiben, sagen wir. Da ist mir eine Nutte lieber.

Aber – vielleicht – haben wir die Wahl. Im Onlineforum von Night Shade Books wurde darauf hingewiesen, dass die Autoren, die unter dem Begriff »New Weird«⁴ subsumiert werden, vielleicht diejenigen sein könnten, denen der Durchbruch gelingt. Ich denke, dass eine gewisse Veränderung durchaus in der Luft liegt, eine Veränderung in der Wahrnehmung. Bestimmte Bücher werden von Markt und Kritikern mit größerer Aufmerksamkeit bedacht, und das innerhalb des sogenannten »Mainstream«. Wenn das SF-Ghetto keinen Schriftsteller hervorgebracht hat, der es mit den modernen Klassikern aufnehmen kann – nun, ich bin nicht überzeugt, dass sich unter den zeitgenössischen Realisten ein solcher befindet, zumindest

4 Literarische Strömung innerhalb der phantastischen Literatur, zu deren Vorläufern Mervyn Peake (GORMENGHAST) und M. John Harrison (VIRICONIUM) gerechnet werden und deren Hauptvertreter China Miéville, Jeffrey Ford und Jeff VanderMeer sind; der Begriff ist umstritten und sollte – ähnlich wie »der Cyberpunk« – keinesfalls als »Schule« aufgefasst werden, der sich eine bestimmte Gruppe von Schriftstellern selbst angehörig fühlt. A.d.Ü.

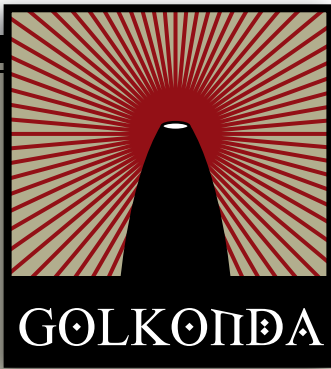
nicht im Laufe der Jahrzehnte, in denen sie die Wahrnehmung der Öffentlichkeit fast ausschließlich für sich beansprucht haben. Und je mehr ihre Zeit im Rampenlicht zu Ende zu gehen scheint, desto mehr frage ich mich, ob irgendein zeitgenössischer Realist jemals etwas hervorbringen wird, das an das Ansehen und den Erfolg der Literatur des 20. Jahrhunderts heranreicht – an jenen Mainstream von Autoren wie Joyce, Hemingway, Woolf, Faulkner und Steinbeck, zu denen sogar – heilige Scheiße – Autoren wie Rushdie, Calvino, García Márquez, Carter, Pynchon, Vonnegut und Heller gehören. Es gibt eine ganze Menge moderne Klassiker, die ebenso wenig ins Penthouse der zeitgenössischen Realisten passen wie in die Absteige der Science Fiction.

Weil wir im Ghetto leben, sind wir verbittert über die Strohleute des zeitgenössischen Realismus und darüber, dass unser »Genre« vernachlässigt wird, während andere »Genres« auf den Auslagetischen im Eingangsbereich der Buchhandlungen gestapelt werden – diese Alltagsgeschichten, denen Kritiker in den letzten dreißig, vierzig Jahren für gewöhnlich den Vorzug gegeben haben, vielleicht weil sie ihnen lesenswerter erschienen als die modernen romantischen Sachen, die uns gefallen. Diese Verbitterung, diese Sichtweise aus dem Ghetto heraus, lässt uns vergessen, dass der literarische Mainstream eben nur das ist – die vorherrschende Strömung der Literatur einer bestimmten Zeit, die mit Lob bedacht wird und Erfolg hat (und eben nicht nur eines von beiden). Wir verwechseln Mainstream und Realismus, wir vergessen, dass sich der Geschmack und das ästhetische Urteil im Laufe der Jahrhunderte immer wieder verändert haben. Romantische und realistische Genres sind im Laufe der letzten dreihundert Jahre oft miteinander in Widerstreit geraten, und beide haben abwechselnd den Markt und die Wahrnehmung der Kritiker

dominiert und galten damit als »Mainstream«. Geschmack ist zeitgebunden, und Schriftsteller wie Kritiker gefallen sich darin, gegen Konventionen zu verstoßen. Zugegeben, realistische Literatur gilt seit geraumer Zeit als Mainstream. Vielleicht ist das ein Überbleibsel des Alltagsrealismus der 60er Jahre, eine Reaktion auf die »präntösen« Abstraktionen der Modernisten und Postmodernisten. Der Realismus verzichtet bewusst auf jegliche Ausschmückungen, er gibt sich sachlich und nüchtern. Phantastereien liegen ihm nicht. Aber ich halte ihn für ein Strohfleisch. Zeitgenössischer Realismus ist nur deshalb »Mainstream«, weil er im Augenblick die Hauptströmung der Literatur darstellt. Das war nicht immer so, und meines Erachtens gibt es keinen Grund, warum es so bleiben sollte.

Hal Duncan, Jahrgang 1971, ist im schottischen Ayrshire aufgewachsen und lebt heute im West End von Glasgow. Sein Erstling *Vellum* (2005; dt. *Vellum*) wurde für den »World Fantasy Award« nominiert und in mehrere Sprachen übersetzt. Zusammen mit *Ink* (2007; dt. *Signum*) bildet er den Doppelroman DAS EWIGE STUNDENBUCH. Darüber hinaus veröffentlichte er den Kurzroman *Escape from Hell* (2008) und immer wieder Erzählungen, die teilweise in seinem »Vellum«-Universum spielen.

Gekürzte und überarbeitete Fassung
von »In the Ghetto«
Erstveröffentlichung am 1. März 2005
auf der Internetseite des Autors
© 2010 by Hal Duncan
Mit freundlicher Genehmigung des Autors
Deutsch von Hannes Riffel
Übersetzung © 2010 by Hannes Riffel



Gazette

MAUREEN F. MCHUGH

Der Preis der Weisheit

Deutsch von Nora Lachmann

Einst schwärmte die Menschheit voller Hoffnung zu den Sternen aus. Doch dann wurde die Erde von einer schrecklichen Katastrophe heimgesucht, und die Kolonien auf fernen Planeten gerieten in Vergessenheit. Erst nach langer Zeit gelang es, wieder mit einzelnen von ihnen Kontakt aufzunehmen. Doch inzwischen hat sich dort vieles verändert...

I.

Bei der Ankunft des Skimmers stand die Sonne hoch über dem Schnee, und alles war strahlend hell. Er landete auf dem großen freien Feld hinter der Schule, fiel in den Schnee wie ein fatter Käfer. Eigentlich sollte ich meiner Mutter unten in der Brennerei helfen, doch wir brauchten Wasser, und ich war gerade nach draußen gegangen, um einen Eispickel zu holen, als die Außenweltler eintrafen.

Der Skimmer kam aus Barok. Barok war eine Stadt. Sie war so weit weg, dass ich keinen in Sckarline kannte, der je dort gewesen war – mit Ausnahme der Lehrer natürlich –, doch für die Außenweltler dauerte die Reise nur wenige Stunden. Ein paarmal im Jahr brachte der Skimmer Pakete für die Lehrer.

Lange stand er einfach nur da, und nichts passierte, außer dass immer mehr Schaulustige herbeikamen. Dann öffnete sich die Luke, und ein Außenweltler trat vorsichtig ins Freie. Es war nicht der Pilot des Skimmers, sondern ein großer, dünner Junge. Mit den Händen schirmte ich meine Augen gegen die Sonne ab. Meine Hände waren kalt, aber ich wollte sehen, was geschah.

Die Kleidung des Außenweltlers hatte sonderbare Farben, die nicht zum Schnee passten. Außenweltler trugen immer unnatürliche Farben. Die purpurnen, orangefarbenen und schwarzen Sachen des Jungen glänzten, als seien sie nass, und nichts davon schien warm genug zu sein. Steif und mit durchgedrückten Knien stand er unsicher auf dem Schnee, den der Skimmer in blankes Eis verwandelt hatte. Es war merkwürdig, dass der Junge nicht wusste, wie man sich auf dem Schnee bewegte, denn seiner Größe nach zu urteilen, war er ungefähr in meinem Alter. Er hatte noch keinen Bart. Und dunklere Haut als wir.

Jemand im Skimmer reichte ihm eine Tasche. Sie war dunkelrot und glänzte wie etwas Hartes, warf aber Falten wie Filz. Mein Vater ging hinüber zum Skimmer und nahm dem Jungen die Tasche ab, denn dieser wäre sicher damit hingefallen; man konnte kaum mit ansehen, wie er mit dem Gepäck in der Hand versuchte, das Gleichgewicht zu halten.

Die Hunde bellten, und aus Sckarline kamen immer mehr Leute, die den Skimmer gehört hatten.

Ich wollte wissen, woraus diese Tasche war und ging ebenfalls zur Luke, um beim Ausladen zu helfen. Mir gefielen die Sachen der

Außenweltler, obwohl sie nicht angemessen waren, und wir daher auch nicht viele von ihnen bekamen. Im Innern des Skimmers war es dunkel, und da ich draußen in der Sonne gewartet hatte, konnte ich kaum etwas erkennen. Ich sah nur einen alten, weißhaarigen Mann, der aufrecht neben dem Piloten stand. Er war so groß wie Ayudesh, unser Lehrer, also größer als jeder andere, den ich kannte. Diesmal gab er dem Jungen keine Tasche, sondern eine hellblaue Kiste mit einem dicken, weißen Deckel. Es war eine Plastikkiste. Eine Kiste der Außenweltler. Der Junge reichte sie an mich weiter.

»Danke«, sagte er auf Englisch. Von Nahem sah ich, dass der Junge eigentlich ein Mädchen war. Bei den Außenweltlern tragen Männer und Frauen die gleiche Kleidung, und da alle so groß sind, kann man sie nicht immer auseinanderhalten, aber das hier war eindeutig ein Mädchen mit kurzen schwarzen Haaren und einer Haut wie dunkles Holz.

Mein Vater hatte die Tasche in das große Gästehaus gebracht, und ich schleppte die Kiste auch dorthin. Es war inzwischen Mittag in der Winterdunkelheit, und am Horizont stand eine rot glühende Sonne. Durch die offene Tür fiel rötliches Licht auf einen Teil der Tasche, der Rest war schwarz. Sie glänzte wie Metall und war wunderschön. Anders als alles, was wir hatten. Ich berührte sie. Es war auch Plastik. Mir gefiel, wie Plastik sich anfühlte. Mir gefiel auch der Klang des Wortes. Sollte ich irgendwann einmal eine Tochter haben, würde ich sie vielleicht Plastik nennen. Es wäre ein prächtiger Name, so exotisch. Die Lehrer würden ihn sicher nicht mögen, aber ich selbst hätte gern so geheißt.

Als ich das Gästehaus wieder verließ, ging Ayudesh gerade über den Schnee zum Skimmer. Das Mädchen – in Gedanken war sie für mich immer noch ein Junge – streckte ihm die Hand entgegen. Hätte ich ihr die Hand schütteln sollen? Nein, das wäre ja nicht gegangen, sie hatte doch die Kiste getragen. Also hatte ich richtig gehandelt. Jetzt kam auch Wanji, unsere Lehrerin, dazu.

Ich holte Holz für den Kaminofen im Gästehaus, zog es unter der obersten Lage des Holzstoßes hervor, damit es schön trocken war. Es dauerte immer lange, bis das Gästehaus warm wurde, und je früher ich mit dem Heizen anfang, desto eher würden es die Außenweltler gemütlich warm haben.

Das Gästehaus hatte ein Fenster, gelblich wie Speck über dem purpurn schimmernden Schnee.

Drinnen saßen sie auf dem Boden und redeten. Die Lehrer waren nicht dabei, vielleicht sprachen sie gerade mit dem alten Mann. Es roch nach Whisak, doch ich sah nirgends welchen, die Männer tranken wahrscheinlich draußen. Ich setzte mich an den Rand der

Gruppe in eine dunkle Ecke neben Dirtha. Das Außenweltler-Mädchen schüttelte den Kopf, weil sie Harups Frage nicht verstanden hatte. Harup zeigte noch einmal auf die blaue Kiste. »Kann ich mal sehen?«, fragte er. Harup war so alt wie mein Vater und sprach daher kein Englisch.

Die Außenweltlerin beugte sich vor; ihr Mund formte ein O, und obwohl der Raum schon etwas wärmer geworden war, sah man kurz ihren dampfenden Atem.

Es war mir unangenehm, mit ansehen zu müssen, wie Harup mit dem Mädchen zu reden versuchte. »Von welcher Sippe stammst du ab?«, fragte er. »Ich bin Harup Sckarline.« Er zeigte mit dem Daumen auf seine Brust. »Wie heißt deine Sippe?« Als sie verständnislos den Kopf schüttelte, blickte er in die Runde und grinste. Harup würde erst aufhören, wenn ihm langweilig wurde, und das konnte dauern.

»Tut mir leid«, sagte das Mädchen. »Ich spreche eure Sprache nicht.« Sie sah ganz unglücklich aus.

Ayudesh würde wütend auf uns sein, wenn er herausfände, dass keiner von uns versucht hatte, das gelernte Englisch anzuwenden.

Ich musste erst überlegen, wie man fragte. Dann räusperte ich mich, damit die Leute wussten, dass jemand von ganz hinten etwas sagen wollte. »Er will wissen, wie du heißt.«

Das Kinn des Mädchens zuckte nach oben wie ein aufgeschrecktes Tier. »Was?«, fragte sie.

Vielleicht hatte ich es falsch ausgedrückt. Oder mein Akzent war so stark, dass sie mich nicht verstanden hatte. Ich starrte auf meine Stiefel mit den ausgefransten Nähten am vorderen Rand. Sie hatten früher meiner Mutter gehört. »Dein Name«, sagte ich zu den Stiefeln.

Die Zehen zuckten mitfühlend. Vielleicht hätte ich lieber schweigen sollen.

»Ich heiße Veronique«, sagte sie.

»Was sagt sie?«, fragte Harup.

»Sie sagt, ihr Sippennamen sei Veronique«, sagte ich.

»Das ist keine Sippe«, sagte der kleine Shemus. Er hatte noch keinen Bart, war aber schon alt genug, um alles besser zu wissen.

»Die Außenweltler haben keine Sippen wie wir«, sagte ich, »sie hat ihren Vornamen genannt.«

»Frag sie, wie ihre Sippe heißt«, sagte der kleine Shemus.

»Hat sie doch gerade erklärt«, sagte Ardha und nahm ihre Zopfspitze aus dem Mund. Ardha war ein Jahr jünger als ich. »Sie haben keine Sippennamen. Ayudesh hat keinen und Wanji auch nicht.«

»Haben sie doch«, sagte der kleine Shemus. »Nämlich Sckarline-Clan.«

»So haben *wir* sie genannt«, sagte Ardha und schürzte die runden Lippen. Ardha wollte immer recht behalten.

»Über was reden sie?«, fragte das Mädchen.

»Sie sagen, ... sie fragen, wie dein ...« – dein was? Wie fragte man auf Englisch nach dem Sippennamen? Sie hatten eine Bezeichnung dafür, aber die fiel mir gerade nicht ein. »Dein anderer Name?«

Sie runzelte die Stirn. Ihre Augenbrauen waren völlig schwarz. »Meinst du meinen Nachnamen? Ich heiße Veronique Tawomby.«

»Nachname«, das war doch wirklich nicht so schwer. Es fiel mir in dem Moment wieder ein, als sie es sagte. »Tawomby«, sagte ich, »ihre Sippe heißt Veronique Tawomby.«

»Tawomby«, sagte Harup. »Erstaunlich. Hört sich gar nicht wie ein richtiges Wort an. Eher wie ausgedacht, wie Kindersprache. Was hat sie in der Kiste?«

»Ich weiß, was sie in ihrer Kiste hat«, sagte Erip. Alle lachten, nur Ardha und ich nicht. Sogar der kleine Shemus lachte, obwohl er nicht wusste, worum es ging.

Das Mädchen sah mich fragend an.

»Er fragt Kiste drinnen ist?«, sagte ich verwirrt. Fragen waren kompliziert.

»Ob die Kiste drinnen ist?«, fragte sie.

Ich nickte.

»Sie ist drinnen«, sagte sie.

Ich verstand ihre Antwort nicht und wartete auf eine Erklärung.

»Ich weiß nicht, was du damit meinst«, sagte sie. »Ob jemand die Kiste nach drinnen gebracht hat?«

Ich nickte, weil ich mir nicht sicher war, was genau sie gesagt hatte, aber sie griff nicht nach der Kiste oder öffnete sie oder tat sonst etwas. Ich überlegte mir, wie ich es ausdrücken sollte.

»Drinnen«, versuchte es Ardha noch einmal. »Was?«

»Die Kiste«, sagte das Mädchen. »Ach, ihr wollt wissen, was in der Kiste ist?«

Ardha sah zur Tür, um dem Blick der Außenweltlerin auszuweichen. Ich nickte unsicher.

Das Mädchen zog die Kiste heran und öffnete sie. Etwas glänzte glatt und grün, und dann kamen rote und gelbe Schachteln zum Vorschein, über und über auf Lingua beschriftet. »Geschenke für Ayudesh und Wanji«, sagte das Mädchen. Alle standen auf, um hineinzusehen, und verdeckten mir die Sicht. Ich hörte nur die Beschreibungen des Mädchens, doch die meisten Worte waren mir fremd. Tee, das kannte ich. Wanji hatte uns erklärt, was es war. »Das sind Süßigkeiten«, sagte das Mädchen. »Ihr kennt doch Bonbons?« Ich kannte das Wort »süß«, wusste aber nicht, was sie mit Süßig-

keiten oder Bonbons meinte. Es war viel schwieriger, mit ihr Englisch zu reden als im Unterricht bei Ayudesh.

Niemand außer mir achtete darauf, was sie sagte. Es kümmerte keinen, solange sie nur genug sahen. Ich hätte auch gerne etwas gesehen.

Niemand achtete überhaupt noch auf mich, dabei wäre die Kiste ohne mich gar nicht geöffnet worden. Aber so war es immer. Wenn ich doch bloß woanders leben würde! Mein ganzes Leben würde anders sein. Nicht so ein ewiges Dazwischen wie in Sckarline, das weder Himmel noch Erde war. Die Leute guckten und fassten alles an, aber das Mädchen erlaubte ihnen nicht, etwas herausnehmen, selbst Harup nicht, der genauso groß war wie sie und viel stärker. Die Jüngeren langweilten sich bald und setzten sich wieder. Das Mädchen beobachtete, wie Harup etwas mit dem Finger anstupste. Dann sah sie mich an.

»Wie heißt du?«, fragte sie.

»Ich?«, sagte ich. »Janna.«

Sie wiederholte meinen Namen. »Wie lautet dein Nachname, Janna?«

»Sckarline.«

»Ach«, sagte sie, »wie die Siedlung.«

Ich nickte.

»Und wie heißt er?« Sie zeigte mit dem Finger auf Harup.

»Harup«, sagte ich. Er blickte auf und grinste.

»Wie heißt du?«, fragte sie ihn, und ich übersetzte.

»Harup«, sagte er. Dann ging sie durch den Raum und fragte alle nach ihrem Namen. Jeder freute sich darüber, beachtet zu werden. Das war geschickt von ihr. Und es war nicht schwer. Danach versuchte sie sich an die Namen zu erinnern, was alle zum Lachen brachte; sie verbesserten Veronique, und ich musste gar nicht mehr reden.

Ayudesh betrat den Raum. Er war größer als alle anderen, und mir wurde zum ersten Mal in meinem Leben bewusst, dass er tatsächlich zu den Außenweltlern gehörte. Bis zu diesem Augenblick war er für mich immer einfach nur Ayudesh gewesen, obwohl ich natürlich gewusst hatte, dass er von weither gekommen war.

Doch als er dann mit dem Mädchen über mich sprach, war Ayudesh wieder einfach nur Ayudesh. »Janna«, sagte er, »das war sehr gut. Weißt du was? Du wirst dich ab jetzt um Veronique kümmern. Du wirst ihre Übersetzerin sein, in Ordnung?«

Es machte mir Angst, weil ich kaum etwas von dem verstand, was sie sagte. Aber vermutlich immer noch mehr als jeder andere.

Veronique packte aus. Am Anfang war das noch interessant, aber als sie anfing, die Sachen hierhin und dorthin zu stellen, verschwanden die anderen nach und nach, bis nur noch sie und ich übrig blieben.

Veronique machte viele eigenartige Sachen. Sie brauchte viel Wasser. Deshalb war Wasserholen auch eines der ersten Dinge, die ich für sie tun musste. Sie folgte mir nach draußen, betastete den Holzkübel und den Strickhenkel und sah zu, wie ich Eisbrocken abschlug und hineinfüllte.

Dann sagte sie etwas, was ich nicht verstand, weil so viele Pronomen darin vorkamen und ich solchen Sätzen nicht folgen konnte. Ich lächelte sie an, aber ich glaube, sie wusste, dass ich sie nicht verstanden hatte. Ihre Stiefel waren purpurfarben. Nie zuvor hatte ich Stiefel in dieser Farbe gesehen.

»Sie sehen seltsam aus«, sagte sie. Ich wusste nicht, was sie meinte. »Mir gefallen deine Stiefel«, sagte sie langsam und deutlich. Das verstand ich, wusste aber nicht, was ich tun sollte. Wollte sie, dass ich ihr meine Stiefel gab? Es waren die alten Stiefel meiner Mutter, und es hätte mir nichts ausgemacht, sie ihr zu geben, wenn ich gewusst hätte, was ich stattdessen anziehen sollte.

»Es ist wirklich kalt«, sagte sie.

Das war eine eigenartige Aussage, aber dann fiel mir ein, dass Außenweltler immer über das Wetter redeten – Ayudesh hatte es oft mit uns geübt. »Ja, das stimmt«, sagte ich, »aber heute Nacht wird es nicht schneien.« Das war wohl gut, denn sie freute sich darüber.

»Und es wird so früh dunkel«, sagte sie. »Jetzt ist es schon genauso dunkel wie am Abend, obwohl wir noch nicht einmal Nachmittag haben.«

»Wo du lebst, ist es auch so kalt?« Diese Frage hatte ich nicht richtig hingekommen.

Aber sie hatte mich verstanden. »Aber nein«, sagte sie, »da, wo ich lebe, ist es warm. Heiß, meine ich. Schnee liegt dort nur in den Bergen.«

Sie wollte heißes Wasser haben, also stellte ich den Kübel auf den Ofen. Dann zeigte sie mir Bilder von zu Hause: ihre Mutter, ihren Vater und ihren Bruder. Dort war Sommer, und alle waren nur spärlich bekleidet.

Sie zeigte mir auch ein Bild, auf dem sie selbst mit einem bärtigen Mann zu sehen war. »Das ist mein Freund«, sagte sie. »Wir werden heiraten.«

Er sah alt aus. Erwachsen. Auch Veronique sah auf dem Bild älter aus. Ich schaute sie mir noch einmal an, nicht mehr so sicher, wie alt sie wirklich war. War sie vielleicht doch älter als ich? Wanji hatte uns erzählt, bei den Außenweltlern heirateten die Leute später als in den Clans.

»Ich habe Freund«, sagte ich.

»Wirklich?« Sie lächelte. »Wie heißt er?«

»Tuuvin«, sagte ich.

»War er vorhin da?«

Ich schüttelte den Kopf.

Dann zeigte sie mir ihre Tasche. Die dunkelrote. Mir gefiel die Farbe. Ich strich über das Material, glänzend und glatt wie Leder. »Plastik?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Ich mag Plastik«, sagte ich.

Sie lächelte kurz, als hätte ich etwas Falsches gesagt. Aber es war doch so vollkommen, von so gleichmäßiger Färbung.

»Willst du sie haben?«, fragte Veronique. Mir fielen sofort meine Stiefel ein, und ich fragte mich, ob sie die nicht vielleicht doch gewollt hatte. Ich schüttelte den Kopf.

»Du kannst sie ruhig nehmen«, sagte sie. »Ich kann mir eine andere besorgen.«

»Nein«, sagte ich, »es ist nicht angemessen.«

Sie lachte verblüfft auf. Ich wusste nicht warum und kam mir sehr dumm vor.

Sie sagte etwas, das ich nicht verstand, und ich fühlte mich noch schlechter. »Was hast du eben gesagt?«, fragte sie. »Angemessen?«

Ich nickte. »Es ist nicht angemessen.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte sie.

In unserem Unterricht über angemessene Entwicklung verwendeten wir viele englische Begriffe, weil man diese Dinge sonst kaum ausdrücken konnte, und so fiel es mir nicht schwer, die entsprechenden Worte zu finden. »Plastik ist nicht angemessen«, sagte ich. »Angemessene Technologien haben ihre Grundlage in den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Menschen. Und können ohne Unterstützung von außen aufrechterhalten werden. Wie unsere Brennerie. Plastik ist für Sckarline nicht angemessen, weil wir es nicht selbst herstellen können und es Dinge ersetzt, die wir herstellen können, wie zum Beispiel Taschen aus Tierhaut.« Ich strich noch einmal über die Tasche. »Aber ich mag Plastik. Es ist wunderschön.«

»Wow«, sagte Veronique. Sie sah mich durchdringend an, wachsam wie ein Stabros, der das erste Mal einen Hund riecht. Nicht ängstlich, aber unsicher, was sie davon halten sollte. »Ich finde eure Taschen sehr schön«, sagte sie bedächtig. Dann strich sie über die schwarze, glatte Holzwand: »Eure Holzhäuser sind auch wunderschön.«

Ayudesh und Wanji hatten uns oft erzählt, dass die Außenweltler unsere Sachen für schön hielten. Dabei musste es doch jedem auffallen, wie viel leuchtender die Farben einer Plastiktasche im Vergleich

zu denen einer Felltasche waren. Wenn man eine Felltasche rot färbte, sah sie immer noch so aus, als hätte man sie aus dem Dreck gezogen.

»Wie lange du ... bleibst?«, fragte ich.

»Vierzehn Tage«, sagte sie. »Ich bin Schülerin und begleite meinen Lehrer.«

Ich nickte. »Ayudesh ist auch Lehrer.«

»Mein Lehrer ist ein Freund von Ayudesh. Von vor Urzeiten«, sagte sie. »Hast du schon immer hier gelebt? Bist du hier geboren?«

»Ja«, sagte ich. »Bin ich. Meine Mutter und mein Vater sind vom Tentas-Clan, aber sie kommen hierher.«

»Der Tentas-Clan ist eine andere Siedlung?«, fragte Veronique.

»Nein«, sagte ich. »Sckarline ist die einzige Siedlung.«

»Aber was ist dann der Tentas-Clan?«

»Das sind Menschen.« Ich hatte keine Ahnung, wie ich ihr die Clans beschreiben sollte. »Sie haben ihre Sippe, und sie haben Stabros, und sie sind alle zusammen ...«

»Stabros sind Tiere?«, fragte sie.

Ich nickte. »Sckarline, äh ... ist eine angemessene Technologie-Mission.«

»Genau, Ayudesh und Wanji haben die Siedlung gegründet. Der Tentas-Clan ist einfach ein Clan, nicht wahr?«

Ich nickte. Das Gespräch mit ihr hatte mich völlig erschöpft.

Danach trank sie Tee, und dann führte ich sie in Sckarline herum. Es war schon fast dunkel. Ich zeigte ihr den Generator, in dem wir den Dung der Strabos verbrannten, um Elektrizität zu erzeugen. Dort holte ich mir eine Lampe.

Ich zeigte ihr die Pferche der Stabros und die Hunde, auch wenn das nicht besonders interessant war. Tuuvin war da und Gedor, mein kleiner Onkel. Sie lehnten am Zaun und beobachteten die Stabros, die im Matsch wühlten und darauf warteten, dass ihnen jemand etwas zu fressen gab. Die Tiere warfen die Köpfe hin und her und scharrtten mit den langen Vorderzehen.

»Ist das Tuuvin?«, fragte Veronique.

Das war mir unangenehm. Einer der Stabros, ein Wallach mit stark behaarten Hängeohren, streckte mir seinen Kopf entgegen. Ich beugte mich vor und griff in die dichten Deckhaare an den Ohrspitzen. Mit seiner langen, purpurnen Zunge leckte er mir die Hand. Sein Atem dampfte. Bei dem Geruch musste ich immer an Whisakmaische denken.

»Reitet ihr auf ihnen?«, fragte Veronique.

»Was?«, fragte ich zurück.

»Setzt ihr euch auf ihre Rücken?« Mit ihren Fingern ließ sie jemanden durch die Luft gehen und dann auf ihre andere Hand springen.

»Auf Stabros?«, fragte ich. Tuuvin und Gedor lachten. »Nein«, sagte ich. »Das mögen sie nicht. Es macht sie böse, sehr, sehr böse.« Ich tat so, als würde ich austreten. »Manchmal sie geben Milch. Und ziehen Schlitten«, sagte ich triumphierend, weil mir das Wort eingefallen war.

Veronique lehnte sich an den Zaun. »Sie sind hübsch«, sagte sie. »Sie haben so schöne Augen. Und wirken so traurig mit den langen Hängeohren.«

»Was?«, fragte Tuuvin. »Was ist hübsch?«

»Sie sagt, sie hätten schöne Augen«, sagte ich.

Gedor lachte, aber Tuuvin und ich sahen ihn scharf an.

Die Hunde bellten, sprangen an Zaun hoch und kratzten daran. Veronique blieb stehen, um sie zu streicheln. »Hunde stammen von der Erde«, sagte sie.

»Hunde sind *aufwelt*«, sagte ich, »genau wie wir. Stabros sind *util*.«

»Und was heißt das?«, fragte sie.

»Stabros können *Aunwelt*-Nahrung essen«, sagte ich, »wir nicht, und die Hunde auch nicht. Aber wir können Stabros essen, so sie sind Zwischending.«

»Stammen die Stabros auch von der Erde?«, fragte Veronique.

Das wusste ich nicht, aber Tuuvin zu meinem Erstaunen schon. »Sie stammen von hier«, sagte er. »Erinnerst du dich nicht mehr, was Ayudesh uns erzählt hat. Die *Util*-Tiere und Pflanzen waren bereits hier, und wir konnten sie essen. Die *Aunwelt*-Tiere und Pflanzen machen uns krank.«

»Ich weiß, dass wir davon krank werden«, unterbrach ich ihn barsch, übersetzte aber, so gut es ging.

Veronique sah die Hunde an. »Beißen sie?«

Beißen? »Meinst du wie beim Essen?« Ich klapperte mit den Zähnen aufeinander. »Manchmal. Wenn sie kämpfen.«

Sie zog die Hand zurück.

»Ich hole einen Welpen«, sagte Tuuvin, schwang sich über den Zaun und schob sich zwischen die Hunde. Tuuvin kümmerte sich viel um die Hunde und hatte keine Angst vor ihnen. Ich mochte Hunde nicht besonders. Die Stabros gefielen mir besser.

»Habt ihr einen Winterwurf?«, fragte ich.

»Ja«, sagte Tuuvin. »Aber es war nicht besonders kalt, und sie werden vielleicht überleben. Und wenn es doch noch kälter wird, können wir sie immer noch essen.«

Der Welpen sah aus wie eine Wurst mit kurzen Armen und Beinen und hatte eine rosa Nase. Veronique gurrte, nahm ihn Tuuvin ab und wiegte den Hund in den Armen. Sie sprach mit ihm, aber auf eine komische Art, wie mit einem Baby. Ich verstand kein Wort. »Wie heißt er?«, fragte sie.

»Wie er heißt?«, fragte ich.

»Gebt ihr ihnen keine Namen?«

Ich sah Tuuvin an. Das hätte selbst er verstehen müssen, denn als ersten Satz lernte man auf Lingua: »Wie heißt du?« Aber er hatte nicht zugehört. Ich fragte ihn, ob die Hunde Namen hätten.

Er nickte. »Manche schon. Der dunkle Rüde da ist ein Leithund, er heißt *Großer Kerl*. Und der hier ist *Gelber Hund*. Aber die Welpen haben keine Namen.«

»Ich denke, dieser sollte einen bekommen«, sagte Veronique, nachdem ich es ihr erklärt hatte. »Ich glaube, er wird ein guter Jäger. Er sollte *Jäger* heißen.«

Mir war nicht klar, was Jagen mit Hunden zu tun hatte, und meiner Meinung nach war es ein Weibchen, aber ich wollte Veronique nicht in Verlegenheit bringen und gab ihren Vorschlag an Tuuvin weiter. Ich hatte schon Angst, dass er lachen würde, aber das tat er nicht.

»Wie heißt das auf Englisch?«, fragte er. »*Jäger*. Okay, das merke ich mir.« Er lächelte Veronique an und tippte dem Welpen auf die Nase. »*Jäger*«, sagte er. Der Welpen leckte ihm mit einer kleinen rosa Zunge über die Hand.

Veronique erwiderte Tuuvins Lächeln, und das gefiel mir ganz und gar nicht.

Veronique machte sich auf die Suche nach ihrem Lehrer. Ich ging den Hügel hinunter zur Brennerei, um meiner Mutter zu erklären, warum ich ihr nicht geholfen hatte. Tuuvin folgte mir. Die Brennerei stank, daher lag sie unterhalb der Siedlung und oberhalb der Felder zwischen den Bäumen.

Tuuvin fasste mich um die Taille und zog mich an sich; seine Lippen streiften mein Haar.

»Hier draußen ist es zu kalt«, sagte ich und riss mich los.

»Lass uns nach hinten gehen«, sagte er.

»Ich muss meiner Mutter Bescheid sagen.«

»Wenn du erst mit ihr redest, gibt es bestimmt wieder so viel zu tun, dass wir überhaupt keine Zeit mehr füreinander haben.«

»Ich kann nicht«, sagte ich, gab aber schließlich nach.

Wir gingen um die Ecke und bahnten uns einen Weg durch den unberührten, trockenen Schnee und die herunterhängenden Astspitzen zum Eingang des Lagers auf der Rückseite. Drinnen war es dunkel und genauso kalt wie draußen. Es roch nach Maische, Whisak und ein wenig rauchig nach den innen ausgebrannten Fässern. Messingfarbener Whisak. Whisak aus Sckarline.

Tuuvin hob mich auf einen Stapel Fässer und küsste mich.

Ich machte mir nicht besonders viel aus dem Küssen. Ich fand es

ganz nett, aber Tuuvin hätte mich sicher stundenlang geküsst, wenn ich ihn gelassen hätte und wenn wir jemals einen Ort gefunden hätten, an dem wir so lange allein gewesen wären. Tuuvin machte selbst dann noch weiter, wenn mein Gesicht sich schon ganz wund anfühlte. Und ich wollte doch so gerne mit ihm zusammen sein, mit ihm reden und spazieren gehen. Das Küssen ließ ich zu, wenn ich ihm dabei etwas ins Ohr flüstern durfte. Und ich mochte es, wenn er sich wie jetzt an mich schmiegte: Er war warm, und mir war ganz kalt.

Erst gab er mir sanfte, weiche Küsse. Die hatte ich gern. Das war, als ob er in Küssen redete. Dann wurden seine Küsse drängender, und er stieß mir forschend die Zunge in den Mund. Nie wusste ich, was ich mit meiner Zunge tun sollte, wenn seine in meinen Mund herumwühlte, und hielt meistens still. Unter meinen Oberschenkeln spürte ich den rauen Rand des obersten Fasses; es schaukelte auf dem unteren hin und her, sobald ich mein Gewicht verlagerte. Ich drehte mein Gesicht zur Seite, damit meine Nase nicht im Weg war, öffnete wieder die Augen und sah an Tuuvin vorbei. In der Dunkelheit konnte ich nur schwach das auf den Fässern eingebrannte Auge von Uukraith erkennen, das den Whisak vor dem Verderben bewahren sollte. Uukraith war die Torhexe. Ihre Schwester Ina holte von ihrer Mutter die Seelen für die Samen, die sie den Frauen einpflanzte, damit diese Kinder bekamen. Die Fässer waren ganz unterschiedlich ausgerichtet, von überall her starrten mich die Augen an. Ich schloss meine wieder. Uukraith war außerdem Jungfrau.

»Ieeeh!«

Ich zuckte zusammen, aber Tuuvin nahm bloß den Arm von meiner Taille, trat einen Schritt zurück und verschränkte die Arme, wie immer, wenn er sich unwohl fühlte. Ich spürte die kalte Luft, wo gerade eben noch sein warmer Körper gewesen war.

Meine kleine Schwester Bet wackelte mit ihrem Hintern vor unserer Nase. »Schmus, schmus, schmus«, sagte sie. »MAMA, JANNA IST MIT TUUVIN HINTEN BEI DEN FÄSSERN.«

»Halt die Klappe, Bet!«, sagte ich. Was sie aber nicht weiter interessierte.

»Schlabber, schlabber«, sagte sie, als wären wir zwei wiederkäuende Stabros. Sie tanzte immer noch mit den Hüften wackelnd herum. Spitzte die Lippen und gab schmatzende Töne von sich.

»Verfluchtes kleines Miststück«, sagte ich.

Tuuvin sah mich missbilligend an. Er mochte Bet. Sie war ja auch nicht seine kleine Schwester.

»MA«, brüllte Bet, »JANNA HAT VERFLUCHT GESAGT!«

»Janina, komm her!«, rief meine Mutter.

Ich überlegte, was ich mit Bet anstellen würde. Am liebsten hätte ich ihr eine ordentliche Tracht Prügel verpasst. Aber sie würde nur heulend zu Ma rennen, und ich bekäme erst recht Ärger. Es machte mich rasend, dass sie sich für dermaßen schlau hielt, obwohl sie strohdumm war.

Ma saß auf ihrem hohen Stuhl und machte die Abrechnung. Sie trug meistens Hosen, war groß und hatte männliche Züge. Dennoch mochten die Männer sie. Ich kam nach ihr, deshalb war ich insgeheim froh, dass die Männer ihr hinterherschauten, auch wenn sie sich kaum darum scherte.

»Lass deine kleine Schwester in Ruhe«, sagte sie.

»Ich soll sie in Ruhe lassen!«, sagte ich. »Sie ist es doch, die mich nicht in Ruhe lässt.«

»Du sollst nicht so schimpfen. Du klingst schon wie ein alter Mann.« Ma sprach wie ein Sippenoberhaupt, ihre Stimme war ruhig und kalt.

»Wenn sie mir nicht nachgeschnüffelt hätte ...«

»Wenn du deine Arbeit machen würdest, dann hätte sie dir auch nicht hinterhergeschnüffelt.«

»Ich habe die Besucher getroffen«, sagte ich. »Es sind zwei. Ein alter Mann und ein Mädchen. Außerdem habe ich Pa geholfen, ihre Sachen ins Gästehaus zu tragen.«

»Und deshalb ist es in Ordnung, deine Schwester zu beschimpfen?«

Es war jedes Mal dasselbe. Die Worte waren so abgenutzt und blank geschliffen wie das Nackenholz an einem alten Tragjoch. Das Brandeisen für die Fässer stak in der Glut, und der beißende Geruch von heißem Eisen und brennendem Viehdung lag in der Luft.

»Du behandelst mich wie ein Kind«, sagte ich.

Sie brauchte gar nicht zu antworten, ich wusste auch so, was sie sagen würde: dass ich mich wie ein Kind auführte. Als ob das, was Tuuvin und ich taten, Kinderspiele waren.

Ich hatte es so satt, dass ich glaubte, gleich platzen zu müssen.

»Geh wieder an die Arbeit«, sagte Ma und drehte sich auf ihrem Stuhl um. Ihre Augen und ihre Schulter sagten »genug geredet«.

»Es ist falsch, so zu leben«, sagte ich.

Sie sah mich wieder an.

»Wenn wir bei den Clans leben würden, könnten Tuuvin und ich zusammen sein.«

Das ärgerte sie. »Wir leben hier besser als die Clans«, sagte sie. »Du weißt nicht, wovon du sprichst. Geh wieder an die Arbeit!«

Ich sagte nichts mehr, sondern fühlte nur noch Hass. Sie begriff überhaupt nichts. Pa und sie hatten auch nicht gewartet, bis sie alt

waren. Sie hatten auf nichts gewartet – sie hatten ihren Clan verlassen und waren nach Sckarline gekommen, als hier gerade alles anfing. Ich blieb vor ihr stehen und ließ sie meine Anwesenheit spüren, mein Schweigen, meinen Zorn.

»Janna«, sagte sie, »ich werde mir deine Aufsässigkeit nicht länger gefallen lassen ...« Es machte sie immer rasend, wenn ich schwieg.

Also gab sie mir eine Ohrfeige, und ich rannte weinend hinaus, vorbei an der begeisterten Bet und an Tuuvin, der mit offenem Mund blöde glotzte – und wünschte mir, dass sie sich alle miteinander in Luft auflösen würden.

Veronique, Tuuvin und ich aßen im Gästehaus zu Abend. Es war völlig verraucht. Alle saßen auf dem Boden, auf Decken und Filzstücken. Veronique saß auf etwas, das wunderschön war. Die Außenseite war dunkelblau und ganz sauber, innen war es rot und schwarz kariert. Sie hatte einen raffinierten Metallverschluss mit ineinandergreifenden Zähnen so weit aufgezoogen, dass sie es sich auf der weichen, rotschwarzen Innenseite bequem machen konnte. Außen dunkel, innen rot; es sah aus wie eine unbekannte Bestie aus der Außenwelt. Meine Filzdecke war auch rot, aber schon alt, und die Ecken waren grau und schmutzig. Bei den Außenweltlern war alles immer so sauber, als wäre es neu.

Ayudesh saß bei dem alten Mann, der mit Veronique gekommen war. Wanji war ebenfalls da, blieb aber wie immer abseits und schwieg.

Tuuvin hatte den Welpen mit ins Gästehaus gebracht. »Sie hat mich darum gebeten«, sagte er, als ich ihn fragte, warum er das getan habe.

»Hat sie nicht«, sagte ich. »Die Leute gucken schon, weil ein Hund im Haus ist. Außerdem verstehst du gar nicht, was sie sagt.«

»Tu ich doch«, sagte er, »ich war auch in der Schule.«

Ich verdrehte die Augen. Ja, als kleiner Junge, aber nur so lange, bis er alt genug war, um auf die Jagd zu gehen. Alle Männer verließen die Schule, sobald sie alt genug waren, um auf die Jagd zu gehen. Und Tuuvin hatte es dort sowieso nie gefallen.

Veronique kreischte los, als sie den Welpen sah, und nahm ihn auf den Arm wie ein Baby. Alle beobachteten sie aus den Augenwinkeln. Ayudesh fand es lustig. In Sckarline sollten zwar alle gleich sein, aber in Wirklichkeit war Ayudesh doch so etwas wie unser Anführer.

Als Veronique das Hündchen auf die Außenweltlerdecke setzte, rollte es sich auf den Rücken und zeigte ihr seinen braunen Bauch. Wahrscheinlich würde es die Decke vollpinkeln.

Mein Pa beugte sich vor. »Hoffentlich ist das nicht das Abendessen.« Pa mochte keinen Hund.

»Nein«, sagte ich, »sie hat ihn bloß gern.«
Mein Pa sagte: »He!«, dann beugte er sich zu mir herunter und fragte: »Wie heißt sie?«
»Veronique«, sagte ich.
»He! Veronique«, sagte er. Dann zeigte er mit dem Finger auf sich.
»Guwk.«
»Hallo Guwk«, sagte Veronique.
»Hallo Veronique«, sagte Pa zu meiner Überraschung, denn ich hatte ihn noch nie Englisch reden hören. »Lass dir ihren Becher geben«, sagte er zu mir.
Ihr Becher war strahlend gelb und glatt. Aber Pa fasste ihn so bei-läufig an, als hätte er jeden Tag so wunderschöne Dinge in der Hand. Aus einem Lederschlauch füllte er Whisak in den Becher. »Meine Frau«, er winkte Ma zu, »macht den Whisak für Sckarline.«
Ich wollte es Veronique übersetzen, wusste aber nicht, wie das englische Wort für Whisak hieß.
Veronique nahm den Becher. Pa bedeutete ihr mit einer Handbe-wegung noch zu warten, goss sich dann selber ein und kippte das Zeug in einem Zug hinunter. Dann forderte er Veronique mit einem Kopfnicken auf, davon zu kosten.
Sie trank einen großen Schluck. Man sah gleich, dass sie nicht damit gerechnet hatte, dass es dermaßen brennen würde. Sie verschluckte sich, und ihr Gesicht färbte sich rot. Tuuvin schlug ihr auf den Rücken, und sie hustete. »Du meine Güte«, sagte sie. »Ist das stark!« Ich hielt es nicht für nötig, das zu übersetzen.

II.

Die Gewehrschüsse klangen wie knallende Peitschen, wie brechende Knochen, als die Läufer der Scathalos-Häuptlinge mit viel Getöse in Sckarline einfielen. Messing schepperte, und die Männer sangen und feuerten ihre Gewehre ab. Die Hunde fingen an zu bellen, die Stabros wurden unruhig, und alle rannten nach draußen.

Bei den Scathalos färbten sie die Zehen und Mähnen der Stabros knallgelb. Sie hängten Messingschellen an das Geschirr der Zugtiere und flochten blaues Milchglas in die Leinen ihrer Hunde. Alles blinkte und blitzte in der Sonne. Die Milchkühe waren nicht geschmückt, was aber nur daran lag, dass nicht einmal ein Jäger einer Stabroskuh seinen Willen aufzwingen konnte.

Veronique war mit mir hinausgekommen. »Wer ist das?«, fragte sie.

Obwohl erst drei Tage vergangen waren, verstand ich sie schon viel besser. »Scathalos, sie kommen von einem großen Clan«, sagte ich. »Sie wollen Whisak kaufen.« Zumindest hofften wir, dass sie ihn kauften. Manchmal nahmen die Läufer den Whisak auch einfach mit.

»Ein anderer Clan?«, fragte Veronique. »Und wo sind die Frauen?«
»Das sind Läufer«, sagte ich. »Sie jagen und handeln für den Clan. Läufer haben keine Frauen.«

»Sie haben viele Gewehre«, sagte Veronique.
Sie hatten mehr Gewehre dabei, als ich je zuvor gesehen hatte. Meist kamen sie mit nur einem oder höchstens zwei. Waffen waren schwer zu bekommen. Aber diesmal sah es so aus, als hätte fast jeder Läufer ein Gewehr dabei.

»Habt ihr Gewehre in Sckarline?«, fragte Veronique.

»Nein«, sagte ich.

»Sind wohl nicht angemessen?«

Viele waren der Meinung, dass wir welche haben sollten, ob Ayudesh oder Wanji sie nun für angemessen hielten oder nicht. Aber man musste die passenden Patronen dazu kaufen, und Ayudesh sagte, die Außenweltler würden das ausnutzen, um die Clans zu beeinflussen. Seiner Meinung nach waren Gewehre nicht angemessen, da wir sie nicht selbst instand halten konnten.

Pa war der Meinung, dass wir vielleicht doch einige Dinge kaufen sollten. Wir kauften ja auch etwas bei den anderen Clans. Das nannte sich Handel. Vielleicht konnte man auch Gewehre handeln.

Die Hunde schnappten nach den Beinen der Stabroskühe, bis diese sich umdrehten und stehen blieben, sodass die Scathalos ihnen Fußfesseln anlegen konnten. Die Stabros, es waren viele braune darunter, sahen ziemlich gut aus. Besser als unsere. Die männlichen Tiere hatten breite Schultern, und ihre Köpfe saßen schwer auf den gestreckten Hälsen. In die langen Haare an den Ohren waren rote und gelbe Fäden geflochten. Die Gespannführer lösten das Geschirr der Zugtiere.

Zwei von ihnen entdeckten die Spuren des Skimmers hinter der Schule. Sie hielten inne, sahen sich um und sahen Veronique. Dann wurde noch ein Dritter aufmerksam und taxierte sie.

»Komm mit«, sagte ich.

Die Hunde bellten, unsere und auch die Hunde der Scathalos. Die Läufer unterhielten sich lautstark. Schweigend standen die Leute aus Sckarline vor ihren Häusern.

»Was ist los?«, fragte Veronique.

»Du kannst Ma und mir helfen«, sagte ich. Sie würden sie vermutlich überall anstarren, aber in der Brennerei wäre wenigstens Ma dabei.

»Die Scathalos sind wegen des Whisaks hier«, erzählte ich Ma, obwohl sie es selbst bereits sah. Sie stand in der Tür, beschirmte die Augen mit den Händen und beobachtete, wie die Scathalos ihr Lager aufschlugen. Irgendjemand musste ihnen sagen, dass unser Gästehaus belegt war, und ihnen anbieten, sich um ihre Tiere zu kümmern. Aber niemand rührte sich.

»Geh und hilf Tuuvin!«, sagte Ma und deutete mit ihrem Kinn nach hinten.

Er versteckte gerade die am längsten gelagerten Fässer, die Reste vom messingfarbenen, drei Jahre alten Whisak. Als die Scathalos vor zwei Jahren wegen des Whisaks gekommen waren, hatten sie sich genommen, was sie wollten, und uns nur ein paar lahme Stabros da gelassen. Weil wir den Toolie-Clan begünstigt hätten, sagten sie, zur Strafe. Den drei Jahre alten Whisak hatten sie damals nur nicht angerührt, weil sie nicht wussten, was es war.

Deshalb hatte Pa zusammen mit ein paar Männern einen Keller unter der Brennerei gegraben. Tuuvin stand jetzt im Keller und zog die am Rand der Öffnung aufgestapelten Fässer zu sich hinunter. Der Keller war nicht sehr tief, reichte ihm nur bis zur Brust, aber die Fässer waren schwer. Ich stellte noch weitere Fässer dazu, damit er sie auch verstecken konnte.

Ich fragte mich, was die Läufer wohl mit uns anstellen würden, wenn sie uns erwischten, und überlegte, ob Tuuvin wohl ähnliche Gedanken hegte. Bevor die Stabros im Frühling hinauf zu den Sommerweiden gezogen waren, hatten wir ein paar Fässer eingelagert, einige der ältesten Fässer aber bei ihrer Rückkehr im Herbst wieder hochgeholt, um sie zu trinken.

»Beeilt euch«, sagte Tuuvin leise.

Meine Handflächen waren glitschig. Veronique packte mit an. Sie rollte die Fässer auf dem Rand, denn sie konnte sie nicht hochheben. Ihre Hände waren weich und schön, und sie waren das raue Holz der Fässer nicht gewohnt. Es schien Ewigkeiten zu dauern. Tuuvins Hände waren rau und rot. Mir war nie aufgefallen, wie hart sie waren. Meine waren ebenso rot. Im Vergleich zu Veroniques Händen waren sie hässlich. Sicher hatte Tuuvin das auch gesehen, denn jedes Mal, wenn Veronique ein Fass zu ihm hinüberrollte, hatte er ihre Hände direkt vor sich.

Dann stand das letzte Fass auf dem Rand. Uukraiths Auge blickte mich eigentümlich unbewegt an. Vielleicht auch belustigt. Oder ärgerlich. Pa sagte, die Geister hätten nicht dieselben Gefühle wie wir. Die Lehrer äußerten sich nie über die Geister, daher wussten wir, dass sie nicht auf sie hörten. Im Keller war kaum noch Platz, vielleicht ein wenig mehr als Tuuvin brauchte, um darin stehen zu können.

Er legte die Hände auf den Rand und stemmte sich hoch. Wir hörten die Tür auf der Vorderseite des Ladens in den Angeln quietschen und zuckten zusammen.

Tuuvin zog die Holzabdeckung über das Loch im Boden. »Nehmt die da«, sagte er und zeigt auf ein paar leere Fässer.

Ich hörte keine Stimmen.

»Seid ihr endlich fertig?«, fragte Ma und versetzte uns abermals einen Schrecken.

»Sind sie da?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie, »noch nicht.« Ma sah nicht aus, als hätte sie Angst. Ich hatte sie ein paarmal erlebt, als sie Angst hatte, wenn auch nicht oft. »Was hat sie hier zu suchen?«, fragte sie und deutete auf Veronique.

»Ich dachte, es sei besser, wenn sie hier wäre. Ich meine, ich wollte sie nicht alleine lassen.«

»Sie ist kein Kind mehr«, sagte Ma. Aber ihre Stimme war sanft, daher wusste ich, dass sie eigentlich nichts dagegen hatte. Dann half sie uns beim Stapeln der Fässer. Wir versuchten leise zu sein, aber die Fässer schlugen aufeinander wie hohle Trommeln. Der ganze Raum hallte wieder von dem Krach, und es kam mir so vor, als müssten auch die Läufer den Lärm draußen hören. Ich sah immer wieder Ma an, die Fässer aufeinanderstapelte, als würde sie den ganzen Tag nichts anderes machen. Aber Tuuvin war nervös. Seine Schultern waren ganz angespannt. »Junge, man sieht ja kaum noch deine Ohren«, hätte ich ihm beinahe im Ton der Jäger zugerufen, aber vermutlich hätte er in diesem Moment nicht darüber lachen können.

Ma verwischte mit den Füßen die Spuren zwischen den Fässern.

»Werden sie sie finden?«, fragte ich.

Ma zuckte mit den Schultern. »Abwarten«, sagte sie.

Den besten Whisak zu verstecken war nur eines der vielen Dinge, die getan werden mussten, bevor die Läufer kamen. Ma ließ uns die Fässer zählen, sogar Veronique musste mitmachen. Als wir uns alle drei auf eine Anzahl geeinigt hatten, trug Ma diese in ihr Kassenbuch ein. »Dann wissen wir, wie viele wir verkaufen«, sagte sie.

Wir waren gerade fertig geworden, als einige Läufer gemeinsam mit Ayudesh durch die Vordertür hereinkamen. Zuerst kam der Wind, der wie ein wilder Hund durch die Tür glitt, sodass die Flammen der Feuerstellen hin und her taumelten. Dann kam Ayudesh und hinter ihm die Läufer. Im Vergleich zu Ayudesh wirkten die Läufer klein. Und sie sahen noch grobschlächtiger aus als wir. Ihre Wangen waren vom Winter rot gefärbt. Ihre Filzumbänge starrten vor Dreck, als wären sie schon lange unterwegs.

»He«, sagte einer der Männer, als er meine Mutter sah. Sie grinsten. Die Leute schienen sich immer darüber zu wundern, dass Ma sich um die Geschäfte kümmerte. Die Läufer rochen bereits nach Whisak, also hatte man sie schließlich doch willkommen geheißen. Vielleicht war auch jemand auf den schlaun Gedanken gekommen ihnen etwas zu trinken anzubieten, um uns mehr Zeit zu verschaffen. Das konnte Pa gewesen sein.

Ma stand da wie immer, genauso groß wie die Läufer und mit vor der Brust verschränkten Armen. Sie wartete ab.

»Was'n das?« Der Mann sah sich um. »Hm. Was'n das? Hier stinkt's.« In der Brennerei stank es immer.

Sie gingen herum, guckten sich die Fässer an, pochten auf die Kupferrohre und den Destillierapparat. Einer hielt seinen Finger unter die heraustropfende Flüssigkeit, kostete und verzog das Gesicht. Ayudesh wirkte verlegen, aber die Lehrer hatten immer erklärt, die Brennerei sei unsere Sache, und sie würden sich nicht einmischen. Hier hatte Ma das Sagen.

Sie stand einfach da und ließ die Läufer herumgehen, drehte sich nicht einmal nach ihnen um.

Da fiel ihnen das Brandeisen auf. »Was'n das«, fragte der Mann wieder.

»Wir brennen das Auge von Uukraith auf alle Fässer«, sagte Ma.

»Frauenarbeit«, sagte er.

Der Läufer blieb vor Veronique stehen. Er musterte sie eine Zeitlang eingehend und hob die Augenbrauen. »Du bist kein Junge«, sagte er.

Veronique sah mich an, und das Weiß in ihren Augen leuchtete sogar im Dämmerlicht, doch sie sagte nichts.

Der Läufer grinste und lachte. Die beiden anderen kamen näher heran, zupften am glatten Stoff ihres Ärmels, griffen ihr ins Haar. Veronique drehte sich weg.

Dem ersten Läufer wurde es langweilig, und er setzte seinen Weg durch den Raum fort.

Er klopfte auf ein Fass. Nicht so, wie Ma es tat, um zu hören, wie es klang, sondern so, als ob ihm alles gehörte. Auf seinem Handrücken wuchsen schmutzige braune Haare. Anscheinend achtete ich nur noch auf die Hände anderer Leute. Ich mochte die Art nicht, wie er alles anfasste.

Dann zeigte er auf ein anderes Fass, und einer der Läufer hob es hoch. »Ist das gut?«, fragte er.

Ma zuckte mit den Schultern.

Das gefiel ihm nicht. Er trat zwei Schritte vor und schlug ihr ins Gesicht. Ich starrte auf die festgestampfte, schwarze Erde.

Ayudesh stöhnte leise auf.

»Es ist gut«, sagte Ma. Als ich aufblickte, sah ich ein rotes Mal auf ihrer Wange. Ayudesh sah aus, als wolle er etwas sagen, ließ es dann aber bleiben.

Der Läufer griff nach Mas Zopf – sie zuckte zurück, als seine Hand sich ihrem Gesicht näherte – und riss ihren Kopf nach hinten. »Frau, ist es gut?«, fragte er.

»Ja«, sagte sie, und es klang, als würde sie keine Luft kriegen.

Er zog weiter an ihrem Zopf, bis sie vor ihm kniete. Dann ließ er los, und sie nahmen das Fass mit.

»Alles in Ordnung?«, fragte Ayudesh. Ma stand auf und griff nach ihrem Zopf, warf ihn zurück in den Nacken. Sie sah keinen von uns an.

Die Schule war voller Leute. Sie saßen auf dem Boden und redeten wie auf den Versammlungen. Ayudesh saß vorne auf dem Tisch. Veroniques Lehrer saß neben ihm, und zuerst schien es, als ob Veronique zu ihm gehen wollte. Aber dann schaute sie sich noch einmal um und setzte sich zu Ma, Tuuvin und mir auf den Boden.

»Wir sollen also zulassen, dass sie sich einfach nehmen, was sie wollen?«, fragte Harup. Er machte jetzt keine Witze mehr, sondern redete als einer der erfahrenen Jäger. Er hockte auf seinen Fersen, als wäre er auf der Pirsch.

»Selbst wenn wir uns Gewehre beschaffen könnten, sind sie doch immer noch geübter im Kämpfen als wir. Was glaubst du wohl, was geschehen würde?«, fragte Ayudesh.

Veronique war sehr still.

»Und was geschieht, wenn wir uns nicht wehren?«, entgegnete Harup.

»Wenn wir sie provozieren, werden sie uns auslöschen«, sagte Ayudesh.

»Lehrer«, sagte Harup und streckte die Hände aus, als wolle er eine Geschichte erzählen. »Die Stabros jagen nicht. Sie haben keine scharfen Zähne wie Hunde oder Hetzer. Hetzer jagen im Rudel, zusammen machen sie Jagd auf Stabros. Doch sie können nicht alle Stabros fressen. Und welche wählen sie wohl aus? Nicht die Böcke mit den harten Zehen und Köpfen, sie holen sich die Jungen, die Alten, die Kranken und Schwachen. Wir wollen ja keine Hetzer werden, Lehrer. Wir wollen bloß, dass die Hetzer sich woanders nach leichter Beute umsehen.«

Wanji war nach uns hereingekommen, und das Feuer im Kamin duckte sich unter dem Luftzug und flackerte wieder auf. Wanji setzte sich nicht auf den Tisch, sondern ließ sich wie immer auf dem Boden

nieder. »Alte Hüften«, murmelte sie und tat so, als würde niemand sie beachten. »Alte Frauen haben alte Hüften.«

Kalky, die alte Frau, die alle Seelen machte, sah in meiner Vorstellung immer wie Wanji aus. Sie hatte ein kleines Gesicht mit einer großen Nase, von der sich tiefe Falten bis zum Kinn hinunterzogen. »Was ist dir denn zugestoßen, meine Tochter?«, fragte sie Ma.

»Die Läufer haben sich in der Brennerei ein Fass geholt«, sagte Ma.

Mir fiel auf, dass alle sich von Ayudesh abgewandt hatten und nun nach hinten zu uns schauten. Wanji meinte immer, Ayudesh sei eitel und säße gern oben. Manchmal nannte sie ihn *Hauptling*. »Und weiter?«, fragte Wanji.

Das Gesicht meiner Mutter war noch immer rot von dem Schlag, hatte sich aber noch nicht purpurn verfärbt. »Ich glaube, sie mögen es nicht, mit mir Geschäfte zu machen«, sagte Ma.

»Einer von ihnen hat sie geschlagen«, sagte ich, denn sie würde es doch nicht erzählen. Sie sprach auch nie darüber, wenn Pa sie schlug. Aber das passierte jetzt nicht mehr so häufig wie damals, als ich in Bets Alter war.

Ma sah mich an, aber ich konnte nicht erkennen, ob sie wütend auf mich war oder nicht.

Harup streckte wieder die Hände aus, als wolle er sagen: »Seht ihr?«

Wanji schnalzte mit der Zunge.

»Den drei Jahre alten Whisak haben wir in den Keller geschafft«, sagte Ma.

Ich schaute mich nach Pa um, konnte ihn aber nirgends entdecken.

»Worüber reden sie?«, fragte Veronique.

»Sie besprechen«, sagte ich und musste überlegen, wie ich es formulieren sollte, »was wir tun sollen, aber sie, hm, wissen nicht? Wissen nicht, was richtig ist. Harup wollen Gewehre. Will Gewehre. Ayudesh sagt, Gewehre sind schlecht.«

»Wanji«, flüsterte Tuuvin, »Sie fragt...« und dann weiter in unserer Sprache: »Sag ihr, dass sie deine Mutter gefragt hat, was passiert ist.«

»Wanji hat meine Mutter gefragt, was los ist«, sagte ich.

Veronique sah erst Tuuvin und dann mich an.

»Gewehre sind schlecht«, sagte sie.

Tuuvin sah sie finster an. »Sie versteht nichts davon«, sagte er.

»Was?«, fragte Veronique. Doch statt zu übersetzen, schüttelte ich nur den Kopf.

Einige Männer redeten über Gewehre. Wanji hatte das Kinn auf

die Hand gestützt und hörte schweigend zu. Manchmal schien sie nicht einmal mehr zu blinzeln, als hätte sie sich in Stein verwandelt. Niemand hätte sagen können, was in ihr vorging.

Ein paar sprachen mit Ayudesh über den Whisak. Dann stellte Harups Frau Yet Wasser auf den Ofen, damit die Männer etwas zu trinken hatten, und der große Shemus ging hinten durch die Mäntertür hinaus, was bedeutete, dass er Whisak oder Bier holen wollte.

»Jetzt passiert nichts mehr«, sagte Tuuvin angewidert. »Lasst uns abhauen.«

Er stand auf; Veronique sah ihn an und erhob sich ebenfalls.

»Nun reden sie, reden und reden«, sagte ich auf Englisch. »Sie haben nichts mehr zu sagen, reden nur noch. Verstehst du?«

Draußen sahen wir die Läufer. Es waren eigentlich gar nicht so viele, aber es kam einem so vor, als wären sie überall. Sie musterten Veronique.

Tuuvin warf ihnen einen finsternen Blick zu, und ich schaute auf ihre Gewehre. Lang und schwarz hingen sie ihnen über den Schultern. Ich hatte noch nie ein Gewehr von Nahem gesehen. Pa stand neben drei Läufern und bewunderte ein Gewehr, das er in der Hand hielt wie einen Speer beim Fischen. Er nickte und grinste, als würde ihm jemand eine gute Jagdgeschichte erzählen. Natürlich, er wusste nicht, dass einer von ihnen Ma geschlagen hatte.

Trotzdem ärgerte ich mich darüber, dass er freundlich zu ihnen war.

»Wir sollten uns verziehen«, sagte Tuuvin.

»Zur Brennerei?«, fragte ich.

»Nein«, sagte er, »da tauchen sie bestimmt wieder auf.« Er sah Veronique an. Mit ihr war es genauso wie mit Bet, man musste sich immer um sie kümmern. »Nimm sie mit zu dir.«

»Und dann?«, fragte ich, sauer darüber, dass er sich entschieden hatte, uns nicht zu begleiten.

»Weiß ich doch nicht – bring ihr Nähen bei oder so was«, sagte er, drehte sich um und ging rüber zu Pa.

Die Läufer holten sich noch zwei Fässer Whisak und wurden laut. Sie steckten Fackeln in den Schnee, und im Feuerschein glitzerte und blinkte das Geschirr der Hunde. Dann schlachteten und brieten die Läufer einen Stabros, den wir ihnen gegeben hatten. Ein paar Männer aus Sckarline – mein Pa und sogar Harup – setzten sich dazu, redeten mit den Läufern und stimmten in ihren Gesang ein. Ich konnte mir nicht erklären, warum Harup dort war, aber so war es nun mal: Er lachte mit ihnen und erzählte Geschichten von damals, als sie Pa beim Fischen aus dem Boot gestoßen hatten.

Ayudesh war da, hörte aber bloß zu. Und auch der Lehrer von Veronique saß dabei, obwohl er kein Wort verstand.

»Wann werden sie wieder gehen?«, fragte Veronique.

Ich zuckte mit den Schultern.

Ihre nächste Frage verstand ich nicht.

»Wenn ihr handelt«, fragte sie, »handeln?«

»Handeln«, sagte ich, »Handeln mit Whisak, ja?«

»Genau«, sagte sie. »Wenn ihr mit Whisak handelt, kommen doch Männer hierher. Habt ihr dann Angst?«

»Angst?«, fragte ich. »Ja, wenn die Scathalos kommen.«

»Habt ihr auch Angst, wenn andere kommen?«, fragte sie.

»Nein«, sagte ich, »nur vor den Scathalos.«

Veronique saß auf meinen Fellen.

Bet schlief schon, und Ma saß im Schneidersitz auf dem Bett. Sie flickte Bets Stiefel und beobachtete uns. Ma konnte kein Englisch. Es kam mir nicht richtig vor, dass Veronique und ich miteinander sprachen, ohne dass Ma etwas verstand, aber Veronique konnte ja auch nichts verstehen, wenn ich mit Ma sprach.

»Ich muss wieder in meine Hütte«, sagte Veronique. »Wenn Ian zurückkommt, wird er sich Sorgen machen.«

Draußen kroch uns die Luft kalt und trocken in die Nase.

»Seid ihr diese Kälte nicht manchmal leid?«, fragte Veronique.

Ja, dachte ich, die Leute leiden manchmal unter der Kälte. Die Finger schmerzen, und die Nase natürlich auch. Manchmal wusste ich nicht, was ich sagen sollte, wenn Veronique über das Wetter sprach.

»Wir sagen deinem Lehrer, dass du bei uns schläfst, ja?«, bot ich an.

»Wem?«, fragte sie. »Meinst du Ian? Er ist nicht das, was du unter einem Lehrer verstehst. Er ist mein Professor.«

Ich überlegte, was ein Professor sein mochte. Vielleicht jemand, der einen zu sich nahm, wenn der Vater starb. Ich hatte immer angenommen, im Englischen gäbe es nur wenige Worte für die verschiedenen Verwandtschaftsbeziehungen, aber dieses Wort war mir neu.

Die Läufer und die Jäger aus Sckarline sangen das Lied von Fhidrhin, dem Jäger, und ich suchte den Himmel nach seinem Sternbild ab, aber zwischen den dahintreibenden Wolken konnte ich die Sterne nur schlecht erkennen.

Auch sonst konnte ich kaum etwas sehen, nur Schatten am flackernden Feuer. Ich nahm Veroniques Hand und ging um den Kreis der Singenden herum, suchte nach Ayudesh und nach Veroniques Lehrer oder was immer er war. Gesichter leuchteten wie Geister im Feuerschein auf. Der Rauch zog in unsere Richtung und trieb dann wieder woanders hin. Ich roch den Whisak und den Schweiß, der von

den am Feuer dampfenden Kleidern der Männer aufstieg. Von dem Stabros waren fast nur noch die Knochen übrig.

»Janna«, sagte Pa. Auch sein Gesicht sah merkwürdig aus, nicht lebendig, sondern wie eine Maske. Seine Augen glänzten. »Geh wieder zu deiner Mutter!«

»Veronique muss dem Außenweltler Bescheid sagen, dass sie bei uns bleibt.«

»Geh zurück ins Haus!«, sagte er noch einmal. Er roch nach Whisak. Manchmal wurde er gemein, wenn er trank. Als ich noch jünger war, hatte er oft getrunken. Erst seitdem Bet auf der Welt war, trank er kaum noch. Er meinte, wenn man älter wurde, sei der Morgen danach so schlimm.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Wenn ich weiter nach Veroniques Lehrer suchte, würde mich Pa vielleicht schlagen. Ich nickte also und zog mich mit Veronique zurück. Sobald er nicht mehr in unsere Richtung schaute, ging ich auf der anderen Seite um das Feuer herum.

Einer der Läufer stand schwankend auf und rempelte uns an, bevor wir ihm ausweichen konnten. »Was ...?«

Ich zog Veronique beiseite, aber er griff nach ihrem Arm und hielt sie fest. »Junge?«, fragte er.

Als sein Atem ihr Gesicht traf, schloss sie die Augen und drehte sich weg.

»Kein Junge«, sagte er. Er war betrunken, wollte vielleicht gerade Wasser lassen. »Kein Junge, ein Außenweltler-Mädchen, aber hübsch wie'n Junge. Stehen wohl drauf, die Außenweltler, was?«

Veronique griff nach meiner Hand. »Lass uns gehen«, sagte sie.

Er brauchte kein Englisch, um zu sehen, dass sie Angst vor ihm hatte.

»Bin dir wohl nich' hübsch genug, was?«, sagte er. »Nich' hübsch genug?« Er war wirklich keine Schönheit – ein Klappergestell, dem ein paar Zähne fehlten. »Bin keiner aus Sckarline. Mit ihren feinen Häusern. Und auch nich' hübsch, was?«

Veronique atmete ein, und es klang wie ein Schluchzen.

»Lass sie los, bitte«, sagte ich. »Wir müssen ihren Lehrer suchen.«

»Seht euch mal ihre Farbe an«, sagte er. »Kann man abwaschen, was?«

»Weißt du, wo ihr Lehrer ist?«, fragte ich.

»Schnauze, Mädchen!«, sagte er, leckte seinen Daumen an und wollte Veronique ins Gesicht fassen. Veronique hob die Hand und wich zurück, und der Läufer drehte ihr den Arm um. »Halt still!« Er rieb mit dem Daumen über ihre Wange und betrachtete dann ihr Gesicht.

»Scheiße!«, sagte er zufrieden. »Aber der Alte ist nich' dunkel.«
»Vielleicht stammen sie aus unterschiedlichen Clans«, sagte ich.
Er starrte Veronique an, als würde er abwägen, was ich gesagt hatte. Als dächte er wirklich darüber nach. Aber er war viel zu betrunken, um über irgendwas nachzudenken. Plötzlich beugte er sich vor, um sie zu küssen.

Veronique stieß ihn mit dem freien Arm zurück. Er stolperte, fiel zu Boden und zog sie mit sich.

»Lass mich los!«, schrie sie.

Sei still, dachte ich, sei bloß still. Wehr dich nicht, er ist viel zu betrunken, um dir wirklich etwas zu tun.

Ich versuchte, seinen Griff zu lösen, aber er hatte zu fest zugepackt.

»Was'n los«, fragte ein anderer Läufer.

»Fohlder hat'n Mädchen.«

»Ausgerechnet der verdammte Fohlder!«

Veronique schlug nach ihm und versuchte sich zu befreien.

»He da«, sagte Ayudesh. »He da, sie ist unser Gast, eine Außenweltlerin.« Aber niemand beachtete ihn. Alle sahen zu, wie sich der Läufer auf Veronique warf. Er drückte ihre Arme auf den Boden und küsste sie.

Veronique wehrte sich und schrie. Hör auf, dachte ich immer wieder, hör auf, oder er wird dich nie in Ruhe lassen.

Ihr Lehrer versuchte, den Läufer wegzuziehen. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass er dazugekommen war. »Hört auf«, sagte er, und dann, als würde er jemanden ausschimpfen: »Nein, nein, nein ...«

»Lass ihn los!« Ein anderer Läufer riss ihn weg.

»Aufhören!«, sagte Ayudesh. »Sie ist unser Gast.«

»Gehört wohl dir, was?«, fragte einer.

»Nein«, sagte Ayudesh, »lasst sie in Ruhe. Sie ist ein Gast.«

»Euer Gast, was. Will nichts von unsereiner wissen.«

Jemand grunzte und lachte.

»Steht wohl eher auf die Sckarliner?«

»Nur weil sie's nich' besser weiß.«

»Fohlder wird's ihr schon besorgen.«

Ihr stinkt wie Säufer, wollte ich schreien, einfach weil es stimmte.

»Ob die innen auch dunkel ist?«

»Kann man wohl erst morgen früh sehen.«

Himmel, Pa würde bestimmt wütend auf mich sein, dieses blöde Miststück, warum hörte sie nicht auf, der Läufer war betrunken, sturzbetrunken, warum hatte sie ihn bloß geschlagen, sie war genauso blöd wie meine kleine Schwester Bet, ach was, noch düm-

mer war sie. Ich hatte auf sie aufpassen sollen, Pa würde fuchs-teufelswild sein ...

Dann knallte trocken und laut ein Schuss durch die Nacht, und plötzlich war alles still.

Harup stand am Feuer und hielt ein Gewehr in Händen, den Lauf himmelwärts gerichtet, als wolle er auf Fhidrhin in den Sternen schießen. Sein Gesichtsausdruck war ganz sanft, und er starrte die Waffe an, als hätte er gar nicht mitgekriegt, was hier vor sich ging.

»He da«, sagte ein Läufer. »Leg das weg!«

Harup sah die Läufer an, sah uns alle an, einen nach dem anderen, ganz langsam. Weder belustigt noch ärgerlich, sondern so, als säße er in seinem Boot auf dem Eis und ließe seinen Blick, kalt wie die Sternennacht selbst, in die Ferne schweifen. Harup hätte jemanden töten können.

Auch die Läufer begriffen das. Sie bewegten sich nicht. Natürlich würden sie Harup töten, wenn er einen von ihnen erschoss, aber dieser eine wäre trotzdem tot. Und niemand wollte derjenige sein, der erschossen wurde.

»Ein schönes Stück«, sagte Harup. »Aber wenn man damit auf die Jagd geht, kann man bald die Tiere nicht mehr hören, so taub macht einen der Knall.« Er grinste.

Irgendjemand lachte.

Dann lachten alle.

»Janna«, sagte Harup, »nimm deine Freundin und hol uns noch mehr Whisak.«

»Fohlder, du alter Schwanz mit Beinen, geh runter von dem Mädchen!« Einer der Läufer packte ihn und zog ihn hoch. Fohlder sah verwirrt aus.

»Was'n los?«, fragte er.

»Geh pissen«, sagte der andere Läufer.

Wieder lachten alle.

III.

In dieser Nacht blieb Veronique bei uns und lag neben mir auf den Fellen und Decken. Sie schlief nicht, jedenfalls kam es mir so vor. Ich lauschte ihren Atemzügen und hatte das Gefühl, ich müsse ihr irgendwie helfen einzuschlafen. Ich lag da und überlegte, ob ich sie vielleicht in den Arm nehmen sollte, aber ich war mir unsicher. Vielleicht wollte sie gar nicht, dass man sie anfasste.

Außerdem hatte sie sich sehr dumm verhalten.

Sie lag starr im Dunkeln. »Willst du Lehrerin werden?«, fragte ich. Sie lachte. »Wenn ich es jemals hier raus schaffe.«

Ich wartete, aber sie sagte nichts weiter.

»Bist du von der Erde gekommen?«, fragte ich, um sie zum Sprechen zu bringen, obwohl ich es stattdessen, auf Lingua zu reden, und über nichts mehr nachdenken wollte.

»Meine ganze Familie ist von dort hergekommen«, sagte sie.

»Warum?«

»Mein Vater ist Anthropologe«, sagte sie. »Weißt du, was das ist?«

»Nein«, sagte ich.

»Er untersucht, wie andere Menschen leben. Und er ist Lehrer.«

Alle Außenweltler, die ich kannte, waren Lehrer. Ich fragte mich, wer auf der Erde wohl die Arbeit machte.

»Die Erde hatte den Kontakt zu eurer Welt verloren, und deshalb sind die Menschen hier sehr interessant für meinen Vater.« In der Dunkelheit klang ihre Stimme teilnahmslos, und weil ich sie nicht sehen konnte, waren mir ihre Worte noch unverständlicher. Ich sagte nichts, weil ich keine Ahnung hatte, was sie meinte. Es tat mir schon wieder leid, dass ich sie überhaupt zum Reden gebracht hatte.

»Geschichte, kennst du dieses Wort?«, fragte sie.

Natürlich kannte ich es. »Ich habe Geschichte in der Schule gehabt«, sagte ich. Ayudesh und Wanji hatten es unterrichtet.

»Kennst du die Geschichte dieser Welt?«

Mein müder Schädel brauchte eine ganze Weile, um den Sinn der Frage zu begreifen. »Ja«, sagte ich. »Wir sind eine Kolonie. Menschen von der Erde kamen her, um hier zu leben. Dann hatten sie große Probleme auf der Erde, und man hat uns vergessen. Und wir haben vergessen, dass wir von dort kommen. Schließlich hat uns die Erde wiederentdeckt.«

»Einige Völker haben Geschichten über ihre Abstammung von der Erde«, sagte Veronique. »Mein Vater sammelt die Geschichten der verschiedenen Völker. Er ist Völkerkundler, und ich studiere das Gleiche.«

Bei den Clans hatten wir keine Geschichten über unsere Abstammung von der Erde. Für uns kamen die ersten Menschen von der Sonne. Irgendwie war mir das jetzt peinlich. Und was sie mit Völkerkundler meinte, wusste ich nicht.

»Seid ihr wegen der Geschichten hier?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie. »Ian ist nur ein alter Freund deines Lehrers, aus der Zeit, als beide noch Land vermessen haben. Wir machen hier nur einen Besuch.«

Ich verstand nur, dass sie hier zu Besuch waren, alles andere sagte mir nichts.

Danach waren wir still. Ich tat so, als würde ich schlafen. Von Zeit zu Zeit fielen Gewehrschüsse, und wir fuhren hoch, selbst Ma in ihrem Bett. Nur Bet nicht. Wenn Bet einmal schlief, konnte sie nichts mehr aufwecken.

Ich dachte daran, wie schön es wäre, wenn die Läufer endlich fortgehen würden, und schlief darüber ein. In meinem Traum war ich bei den Außenweltlern. Es war Sommer, und sie hatten niemanden, der sich um die Stabros kümmerte, deshalb freuten sie sich, dass ich es tat. Ich war eine Heldin ... und wurde von Gewehrschüssen geweckt.

Draußen tranken und schossen sie weiter.

Ich wünschte, Pa käme endlich nach Hause. Ich fand es ungerecht, dass wir hier lagen und uns fürchteten, während die Männer sich betranken und Lieder sangen.

Die Läufer blieben auch am nächsten Tag und holten sich noch drei Fässer Whisak, ohne zu bezahlen. Am darauffolgenden Tag schickten sie Jäger aus, fanden aber kein Wild und holten sich stattdessen einen weiteren Stabros, den Wallach, den ich Veronique gezeigt hatte. Und noch mehr Whisak.

Nachdem die Läufer den Whisak geholt hatten, ging ich hinunter zur Brennerei. Es dämmerte bereits. Um diese Jahreszeit wurde es schnell dunkel. Die Tür stand offen, und das Feuer war erloschen. Ma kam nicht mehr hierher. Niemand arbeitete mehr. Die Fässer waren von den Stapeln genommen und geöffnet worden. Einige hatten sie einfach offen stehen lassen, andere ausgekippt. Zuerst hatten die Läufer das frische Zeug erwischt und das Meiste davon in den Schnee geschüttet. Weil sie nicht wussten, was es war, hatten sie es wohl für schlecht gehalten. Die eingebrannten Augen starteten in alle Richtungen.

Wahrscheinlich würden die Läufer erst gehen, wenn es keinen Whisak mehr gab, und einen irren Augenblick lang dachte ich daran, die Axt zu nehmen und die Fässer aufzuschlagen. Damit sie keinen Grund mehr hatten zu bleiben.

Stattdessen lauschte ich ihrem fernen Gesang. Ich wollte nicht zu diesen Stimmen zurückkehren, aber ich wollte auch nicht allein im Dunkeln bleiben. Ich näherte mich ihnen so weit, bis ich ihr großes Feuer sehen und den darauf bratenden Stabros riechen konnte. Dann blieb ich eine Weile stehen, denn mein Widerwille, in den Lichtschein zu treten, war genauso groß wie der Wunsch, nach Hause zu gehen. Vielleicht hielt mich irgendetwas zurück, vielleicht ahnte mein Geist schon etwas von dem, was kommen würde.

Ich suchte meinen Vater. Harup saß auf der gegenüberliegenden Seite des Feuers. Der Lichtschein des Feuers fiel auf sein Gesicht. Er

sang nicht mit, sondern schaute nur zu. Ich entdeckte auch meinen kleinen Onkel Gedor, den Halbbruder meines Vaters. Nur meinen Vater fand ich nicht.

Doch dann sah ich ihn. Er stand mit dem Rücken zu mir. Kaum mehr als eine schwarze Silhouette vor den lodernden Flammen. Er hielt die Hände weit von sich gestreckt, als würde er etwas erklären. Die leeren Handflächen zeigten nach oben. Harup sah zu, wie mein Vater versuchte, den anderen etwas begreiflich zu machen, aber irgendetwas stimmte nicht.

Einer der Läufer wandte den Kopf und spuckte in den Schnee.

Ich konnte nicht hören, was mein Vater sagte, sondern sah nur, wie er beim Sprechen den ganzen Körper bewegte, auch die Schultern. Mit ihnen so kräftig ausholte, als würde er schwimmen. Es schien anstrengend zu sein, mit offenen Händen zu reden, immer weiter zu reden.

Der Läufer machte zwei Schritte zur Seite, beugte sich vor und zog ein Gewehr aus dem Schatten. Es war schwarz, ein langes dunkles Etwas im Feuerschein. Mein Vater trat einen Schritt zurück und hob die Hände, als wolle er etwas wegstoßen.

Und dann schoss der Läufer auf meinen Vater.

Der Gesang verstummte. Das Feuer knisterte, Funken stoben wie Sterne in die Nacht, und mein Vater kämpfte sich durch den Schnee. Mühsam robbte er weiter. Rücklings auf den Ellenbogen. Der Läufer sah über den langen schwarzen Gewehrlauf.

Steh auf, dachte ich. Steh auf! Lange schien ich nur diesen einen Gedanken zu haben. Steh auf, steh auf! Pa, steh wieder auf! Aber kein Laut kam aus meinem Mund. Eine schwarze Spur zog sich hinter meinem Vater durch den Schnee.

Der Läufer schoss noch einmal.

Mein Vater fiel zurück in den Schnee, und ich sah den Widerschein des Feuers auf seinem Gesicht, als er aufblickte. Dann brach sein Blick.

Harup sah alles mit an. Niemand rührte sich, nur der Läufer legte das Gewehr aus der Hand.

Ich spürte das rote Fleisch, den zuckenden Muskel in meiner Brust. Fühlte, wie er sich zusammenzog, immer wieder. Mein Gesicht brannte. Meine Hände auch.

Die Läufer brüllten. »Du Idiot«, blaffte einer denjenigen an, der meinen Vater erschossen hatte. »Du blödes, betrunkenes Stück Scheiße.« Der Mörder meines Vaters zuckte erst mit den Schultern, als sei es ihm egal, aber dann wurde auch er wütend und schrie zurück.

Mit drohte fast die Brust zu platzen. Wenn ich laut ausatmete, würden die Läufer das bestimmt hören. Ich versuchte, ganz flach zu

atmen, bekam aber nicht genügend Luft. Irgendwann hielt ich einfach den Atem an.

Harup und die anderen Jäger aus Sckarline saßen einfach nur da, wie Beutetiere, die sich in ihrer Reglosigkeit versteckten. Der Streit weitete sich aus, bis es schließlich gar nicht mehr um meinen Vater ging, dessen Leichnam vergessen im schmutzigen Schnee lag. Sie stritten darum, wer von ihnen dümmer war und wen die Häuptlinge bevorzugten. Der Whisak sprach aus ihnen.

Ich konnte nur noch ans Luftholen denken.

Dann floh ich in die Dunkelheit hinein, weg von Sckarline, und schlich so lange hinter den Häusern herum, bis ich zu unserem Haus gehen konnte, ohne am Feuer vorbei zu müssen. Schaudernd zog ich in großen Zügen die kalte Luft ein, stieß sie in weißen Wolken wieder aus.

Als ich das Haus betrat, versuchte meine Mutter gerade, Bet zu beruhigen. »Nein«, sagte sie. »Hör auf zu plärren, oder es passiert was.«

»Ma«, sagte ich und fing an zu heulen.

»Was ist los, Janna«, fragte sie. »Dein Gesicht ist ja ganz rot.« Sie war jetzt nur noch meine Ma, hatte mir ihr Gesicht zugewandt, und ich sah es so deutlich vor mir wie nie zuvor.

»Sie werden uns alle umbringen«, sagte ich. »Sie haben Pa erschossen.«

Sie sagte kein einziges Wort, rannte einfach hinaus und ließ mich stehen. Bet fing an zu weinen, obwohl sie gar nicht begriffen hatte, warum ich weinte. Aber sie wusste, dass sie sich fürchten musste. Veronique schwieg. Genau wie Harup und die anderen Jäger am Feuer.

Wanji holte mich ab und brachte mich zu Ayudeshs Haus, denn unser Haus war klein, und bei Ayudesh konnte man mehr Leute unterbringen. Verkrusteter Schnee lag in den Falten von Vaters Hose. Auch auf seinen Händen war der Schnee noch nicht geschmolzen. Ich hatte schon früher Tote gesehen, und mein Vater sah nicht anders aus als sie. Er sah nicht mehr so aus wie er selbst.

Meine Mutter war ihm so weit gefolgt, wie eine Lebende das tun konnte – ohne eine Geisterreise zu unternehmen –, und auch sie war nicht mehr sie selbst. Sie saß neben seinem Leichnam auf dem Boden, hatte die Arme in den Schoß gelegt und wiegte sich vor und zurück. Ich hatte schon andere Frauen in diesem Zustand gesehen, meine Mutter allerdings nie. Ich mochte nicht hinsehen. Es erschien mir ungehörig. Schlimmer als der Anblick des Leichnams meines Vaters, denn er selbst war ja gar nicht mehr da.

Bet schrie. Ihr Gesicht war ganz rot vor Anstrengung. Ich hielt sie in den Armen, obwohl sie schwer war und sich hin und her wand wie ein Kleinkind bei einem Wutanfall. »MA, MA!«, kreischte sie ununterbrochen.

Leute kamen herein und ließen sich für eine Weile neben dem Leichnam nieder. Sie redeten über Gewehre. Es war wichtig, dass ich mich um Bet kümmerte, und das tat ich, bis sie sich schließlich müde geschrien hatte und einschlief. Ich behielt sie auf dem Schoß, bis mir kein Blut mehr durch die Beine floss und ich den Boden nicht mehr spürte. Dann brachte mir Wanji eine Decke, und ich hüllte die schlafende Bet darin ein.

Wanji machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Ich konnte kaum stehen, so wenig Gefühl hatte ich in den Beinen. Ich stützte mich an der Wand ab und schaute mich um, betrachtete meine Mutter, die neben einer leeren Hülle wachte, und meine schlafende, aber doch lebendige Schwester. Dann wankte ich wie eine alte Frau hinter Wanji hinaus.

»Wo ist das Mädchen?«, fragte Wanji.

»Sie schläft auf dem Boden.«

»Nicht Bet«, sagte Wanji gereizt. »Ians Mädchen. Die Studentin.«

»Weiß ich nicht«, sagte ich.

»Du solltest doch auf sie achtgeben. Hat dir das Ayudesh nicht gesagt?«

»Du meinst Veronique. Sie ist bei mir zu Hause. In meinem Bett.«

Wanji nickte und sog die Luft zwischen den Zähnen ein. »In Ordnung«, sagte sie und noch einmal zu sich selbst: »In Ordnung.«

Wanji nahm mich mit in ihr Haus, das klein und dunkel war. Sie hatte eine Lampe, die wie ein Vogel aussah. Solange ich mich erinnern konnte, war diese Lampe dort gewesen. Sie war nicht hell, aber mir hatte sie immer gefallen. Wir setzten uns auf den Boden. Auf Wanjis Boden lagen immer haufenweise Teppiche aus ihrer Heimat, dazu noch Felle und Decken. Es war nicht einfach, darauf zu laufen, aber man saß sehr gut. Wanji wurde schnell kalt, und die Knochen taten ihr weh, deshalb richtete sie sich immer ein Nest zum Sitzen. Sie zog sich einen roten und einen blauen Teppich über den Schoß. »Setz dich, setz dich!«, sagte sie.

Mir war kalt. Ich nahm eine Decke und legte sie mir um die Schultern. Ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals zuvor mit Wanji allein gewesen zu sein. Aber im Moment war alles so merkwürdig, und es tat gut, dass Wanji mir die Last, Entscheidungen treffen zu müssen, abnahm.

Wanji machte auf ihrer kleinen Vogellampe Tee. Sie gab mir eine Tasse und ich nippte daran. Tee war ein eigenartiges Getränk. Ayu-

desh und Wanji mochten es und hatten einen Vorrat davon angelegt. Mir schmeckte er zu bitter, aber er war warm und hatte einen ganz besonderen Geruch. Ich trank und hielt mir die Tasse an die Brust. Langsam wurde mir wärmer. Auch die Decke wurde warm. Sie roch schwach nach Wanji, irgendwie alt und trocken.

Ich war müde. Es wäre schön gewesen, mich einfach nur hinzulegen und in meinem behaglichen Nest auf Wanjis Fußboden einzuschlafen.

»Mädchen«, sagte Wanji. »Ich möchte dir etwas geben. Und ich möchte, dass du dich um Veronique kümmerst.«

Ich wollte mich um überhaupt niemanden kümmern. Ich wollte, dass sich jemand um mich kümmerte. Meine Augen füllten sich mit Tränen, und kurz darauf tropften sie in meinen Tee.

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit, Janna«, sagte Wanji. Sie war immer sehr streng. Manche Leute hatten Angst vor ihr. Ich zum Beispiel. Aber es tat gut zu weinen, und ich wusste nicht, wie ich aufhören sollte, daher weinte ich weiter.

Wanji achtete nicht darauf. Sie stöberte im Haus herum, kramte in einer Truhe, schaute in den Ecken nach und unter den Teppichen. Wollte sie mir ein Gewehr geben? Mir fiel nichts anderes ein, das uns jetzt hätte helfen können, aber ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass Wanji ein Gewehr besaß.

Sie kam mit einer dunkelblauen Plastikdose zurück, ungefähr so groß wie meine Hand, wenn ich die Finger spreizte. Das überraschte mich fast genauso wie ein Gewehr. Ich wischte mir die Nase am Ärmel ab. Mir war warm, und ich war müde. Ob mich Wanji wohl auf ihrem Fußboden schlafen lassen würde?

Sie öffnete die Plastikdose, aber so, dass ich nicht hineinschauen konnte, und kramte mit spitzen Fingern darin herum wie in einem Nähkästchen. Ich hätte gerne hineingeschaut, hatte aber Angst, sie würde mich anschnauzen, wenn ich es versuchte.

Wanji sah mich an. »Das gehört mir«, sagte sie. »Wir haben beide eins, hatten aber beschlossen, es nicht zu benutzen. Weil ihr es nicht haben durftet, wollten wir es auch nicht benutzen.«

Die alten Geschichten interessierten mich nicht. Ich wollte wissen, was darin war.

Aber Wanji war noch nicht bereit, es mir zu sagen. Ich vermutete, dass Ayudesh nichts davon wusste, und befürchtete, dass Wanji es sich anders überlegen würde. Sie blickte in die Dose und dachte nach. Sofern ich überhaupt an etwas dachte, war es mein toter Vater. Ich nippte am Tee und versuchte wieder, mich der warmen Schläfrigkeit zu überlassen, aber es gelang mir nicht. Ich fragte mich, wo Tuuvin wohl steckte.

Dann dachte ich an meinen Vater und fing wieder an zu weinen. Allerdings heimlich, weil ich befürchtete, Wanji würde deswegen wütend werden. Aber sie achtete gar nicht auf mich. Der Schal auf ihrem Kopf war halb heruntergerutscht, und als ich aufblickte, sah ich die blasse Haut auf ihrem Scheitel. Sie wirkte so nackt, dass ich sie am liebsten wieder bedeckt hätte. Dabei musste ich an den Schnee auf den Händen meines Vaters denken.

»Es war ein Fehler«, sagte Wanji.

Ich dachte, damit sei die Dose gemeint, und war schrecklich enttäuscht, dass sie mir den Inhalt nun doch nicht zeigen würde.

»Weißt du, was wir hier versuchen«, fragte sie.

Mit der Dose? Keine Ahnung.

»Wie lauten die neun Gebote der Entwicklungsphilosophie?«, fragte sie.

Ich musste überlegen. »Erstens«, sagte ich, »die wirtschaftliche Entwicklung sollte schrittweise vorangehen. Zweitens, ein Wirtschaftswachstum, das sich an der Güterproduktion und nicht an den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Menschen orientiert, führt zu steigender Armut und vertreibt die Bevölkerung aus ihrem ursprünglichen Lebensraum. Drittens, die wirtschaftliche Entwicklung sollte mit der Entwicklung ländlicher Gegenden und traditioneller Bereiche einhergehen ...«

»Das sind nur Worte«, fuhr sie mich an.

Ich wusste nicht, was ich falsch gemacht hatte, also zog ich den Kopf ein, schniefte und erwartete, dass sie ärgerlich werden würde, weil ich nicht mit dem Heulen aufhören konnte.

Stattdessen strich sie mir über das Haar. »Ach, kleines Mädchen. Ach, Janna. Du gehörst zu den Aufgeweckteren. Wenn du es nicht kapiert, dann ist es uns nicht gelungen, uns verständlich zu machen, was?« Ihre Hand lag sanft auf meinen Haaren, was so wenig zu ihr passte, dass ich ängstlich schwieg. »Wir wollten doch nur helfen«, sagte Wanji. »Wir haben versucht, etwas Gutes zu tun, und haben unser altes Leben dafür aufgegeben. Begreifst du das?«

Hieß das, sie würden nun beide sterben? Ayudesh und Wanji?«

»Das hier«, sagte sie wieder in energischem Ton, »ist etwas für – wie nennt ihr sie noch mal – für die fremden Läufer. Es hilft ihnen dabei, dort draußen zu überleben. Ich werde es dir geben, damit du Veronique helfen kannst. Verstehst du das?«

Ich nickte.

Aber sie gab es mir nicht. Sie saß nur da und starrte in die Dose. Hielt es fest, wollte es nicht hergeben. Es erschien ihr nicht angemessen.

Sie seufzte wieder. Es hörte sich schrecklich an. Sie zog handteller- große, in glänzende dunkelblaue, rote und gelbe Folie eingeschweißte

Päckchen aus der Dose. Mit einer beiläufigen Geste, die ich aus dem Klassenzimmer kannte, setzte sie ihre Brille auf und las sorgfältig die Beschreibungen auf den Päckchen.

Ich mochte Folie. Plastik war schön, aber Folie war einfach unbeschreiblich. Tee wurde darin verpackt. Die merkwürdigen Nahrungsmittel, die der Skimmer den Lehrern brachte, steckten auch in Folie.

Mein Tee war kalt geworden.

»Das hier«, sagte Wanji, »ist so etwas wie ein Sender.« Sie sah mich über den Rand ihrer Brille hinweg an. »Hör gut zu, Janna. Dein Leben wird davon abhängen. Hiermit kannst du ein Signal senden, das die Außenweltler hören können. Unten in Barok. Und nachdem du es gesendet hast, bleibst du dort, wo du gerade bist, bis sie jemanden schicken, der Veronique und dich abholt.«

»Sie können es in Barok hören?« Außer Wanji und den anderen Lehrern kannte ich niemanden, der je in Barok gewesen war.

»Ja, sie haben besondere Geräte dafür. Du sendest das Signal einmal täglich, bis sie kommen und euch abholen.«

»Und wie mache ich das?«

Sie las sich noch einmal die Beschreibung durch. »Wir müssen den Sender erst gemeinsam einstellen. Wenn er in dir ist.«

Das verstand ich nicht, aber da sie immer noch las, wartete ich ab.

»Ich werde ihn dir ins Ohr setzen«, sagte Wanji. »Von da aus wird er dann in dein Gehirn gelangen.«

»Wird das wehtun?«, fragte ich.

»Nur ein wenig«, sagte sie. »Was nehmen wir als Code?« Wieder wandte sie sich der Beschreibung zu und schürzte die Lippen.

Etwas Fremdes in meinem Ohr. Das machte mir Angst, und ich wollte nein sagen, tat es dann aber doch nicht, denn vor Wanji fürchtete ich mich noch mehr.

»Du kannst doch pfeifen, oder nicht?«, fragte sie.

Klar konnte ich pfeifen.

»In Ordnung«, sagte sie. »Das ist der Sender. Ich setze ihn dir jetzt ins Ohr, und dann warten wir einen Augenblick. Wenn alles bereit ist, werden wir den Code einstellen.«

Sie öffnete das Päckchen, das eine kleine Metallgabel und ein weiteres Päckchen enthielt. In diesem befand sich eine winzige Scheibe aus einem weichen Material, fast wie Eiweiß oder Fischrogen. Wanji beugte sich vor und setzte mir die Scheibe ins linke Ohr. Ich zuckte zusammen, als sie das Ding tief hineindrückte.

»Halt still«, sagte sie.

Etwas bewegte sich geräuschvoll in meinem Ohr, und ich konnte einfach nicht stillhalten. Ich riss mich los und schüttelte den Kopf. Der Ton in meinem Ohr war sehr laut, ein schabendes, sirrendes

Geräusch, das alles andere übertönte. Dann fing es an wehzutun. Zuerst nur ein wenig, doch schließlich immer stärker und stärker.

Ich legte mir die Hand aufs Ohr, drückte fest gegen den Schmerz. Vielleicht fraß es sich durch mein Ohr. Was konnte es davon abhalten, ein Loch in mein Gehirn zu fressen?

»Es soll aufhören«, sagte ich zu Wanji. »Mach, dass es aufhört.«

Aber sie tat nichts, saß nur da und beobachtete mich.

Der Schmerz wurde richtig stechend und hörte dann plötzlich auf. Mit einem Mal waren das Geräusch und der Schmerz verschwunden.

Ich nahm die Hand herunter. Auf der linken Seite war ich noch immer taub, aber es tat nicht mehr weh.

»Hat es aufgehört?«, fragte Wanji.

Ich nickte.

»Ist dir schwindlig? Oder übel?«

Weder noch.

Wanji griff nach dem nächsten Päckchen. Es war blau. »Wir werden uns schon mal mit diesem hier befassen, während das andere noch arbeitet. Danach nehmen wir das Dritte, das ist am einfachsten. Mit diesem hier wirst du schneller, wenn du wütend bist oder Angst hast. Es wird dir so vorkommen, als verginge die Zeit langsamer. Dafür braucht man keinen Code. Dein Körper macht das von ganz alleine.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon sie sprach.

»Wenn wir fertig sind, wirst du müde sein. Es ist ein wenig anstrengend.« Sie sah sich die Rückseite des Päckchens noch einmal genauer an und rückte dann näher. Wir hockten einander im Schneidersitz gegenüber, und unsere Knie berührten sich. Selbst unter ihrer Filzkleidung fühlten sich Wanjis Knie hart und knochig an.

»Mach deine Augen ganz weit auf«, sagte sie.

»Warte«, sagte ich. »Tut das weh?«

»Nein«, sagte sie.

Ich öffnete die Augen so weit, wie ich konnte.

»Sieh nach unten, aber lass die Augen auf!«

Ich versuchte es.

»Nein«, sagte sie ärgerlich. »Du sollst sie offen halten.«

»Sind sie doch!« Sie sollte mich nicht so behandeln. Pa war gerade gestorben. Sie sollte nett zu mir sein. Ich hörte, wie sie das Päckchen öffnete. Ich wagte kaum zu blinzeln, konnte es aber nicht verhindern.

Sie beugte sich vor und spreizte mir mit Daumen und Zeigefinger die Lider. Dann fasste sie mir rasch ins Auge.

Ich zuckte zurück. Direkt unter dem Lid spürte ich etwas. Es war sehr unangenehm. Ich blinzelte mehrmals. Das Auge trännte.

Dann begann die Augenhöhle zu schmerzen. »Es tut weh«, sagte ich.

»Nicht lange«, sagte Wanji.

»Du hast gesagt, es würde nicht wehtun«, sagte ich völlig über-rumpelt.

»Ich habe gelogen«, stellte Wanji fest.

Der Schmerz wurde immer stärker. Ich stöhnte. »Du bist widerlich«, sagte ich.

»Stimmt«, sagte sie gelassen.

Sie nahm das dritte, das rote Päckchen.

»Nein«, sagte ich. »Niemals! Ich will nicht! Ich mach das nicht mit!«

»Still«, sagte sie. »Es wird nicht wehtun. Deswegen habe ich es bis zuletzt aufgehoben.«

»Du lügst!« Ich kroch von ihr weg und spürte die kalte Luft, als ich das Nest aus Decken und Teppichen verließ. Mein Kopf tat mir weh. Und auf dem linken Ohr konnte ich immer noch nichts hören.

»Schau«, sagte sie. »Ich werde dir die Beschreibung vorlesen. Es ist ein Pflaster, nichts weiter. Hier steht nur, dass es sich kalt anfühlt. Sieh mal, das ist einfach ein viereckiges Stück Stoff, das auf den Nacken gelegt wird. Wenn es wehtut, kannst du es wieder abziehen.«

Ich kroch rückwärts von ihr weg.

»Janna«, sagte sie, »Schluss jetzt!« Sie war wütend.

Ich fürchtete mich vor diesem Ding, aber vor Wanji fürchtete ich mich noch mehr. Deshalb kauerte ich mich vor sie hin. Ich schluchzte vor Angst, als sie das Papier vom Pflaster abzog und es mir auf den Nacken klebte.

»Siehst du«, sagte sie immer noch in scharfem Tonfall. »Es tut überhaupt nicht weh. Hör auf zu heulen. Hör auf! Es reicht jetzt.« Voller Abscheu hob sie die Hände. »Du bist ja völlig hysterisch.«

Ich hielt eine Hand über das Pflaster. Es tat nicht weh, aber es fühlte sich tatsächlich kalt an. Ächzend stand ich auf, wickelte mich in einen Teppich und gab mich meinem Elend hin. Ich hatte Kopfschmerzen, mein Ohr tat immer noch ein bisschen weh, und langsam wurde mir schwindlig.

»Leg dich hin«, sagte Wanji. »Mach schon, leg dich hin. Ich wecke dich, wenn es an der Zeit ist, das Signal einzustellen.«

Ich baute mir in dem Durcheinander auf Wanjis Boden ein Nest und zog eine Decke und einen Teppich über mich. Vielleicht tat die Dunkelheit ja meinem Kopf gut. Jedenfalls schlief ich ein.

Wanji rüttelte mich wach. Ich hatte nicht sehr lange geschlafen, und der Kopf tat mir immer noch weh. Wanji hielt die kleine Metallgabel

aus dem gelben Päckchen in der Hand. Ich dachte, sie würde sie mir ins Ohr stechen.

Ich hielt schützend eine Hand darüber. Die Kopfschmerzen reichten mir schon. Ich würde nicht zulassen, dass Wanji mir auch noch ins Ohr stach.

»Schau nicht so finster«, sagte sie.

»Ich habe Kopfschmerzen«, sagte ich.

»Ist dir schwindlig?«, fragte sie.

Ich war völlig von der Rolle und durcheinander, aber schwindlig war mir nicht.

»Schüttle den Kopf«, sagte Wanji.

Ich schüttelte den Kopf, fühlte aber nichts Besonderes dabei. »Stech mir damit bloß nicht ins Ohr«, sagte ich.

»Warum sollte ich dir ins Ohr stechen? Das ist eine Stimmgabel. Ich werde sie anschlagen und an dein Ohr halten. Und dann pfeifst du, sobald ich dir ein Zeichen gebe, verstanden?«

»Was soll ich denn pfeifen?«, fragte ich.

»Irgendetwas«, sagte sie. »Ist ganz egal. Pfeif mir mal was vor!«

Mir fiel keine Melodie ein, die ich pfeifen konnte. Mir fiel rein gar nichts ein, und ich wollte nur, dass Wanji mich endlich in Ruhe ließ, damit ich weiterschlafen konnte.

Wanji wartete einfach ab. Unnachgiebige alte Zicke.

Schließlich kam mir doch etwas in den Sinn, ein dummes Kinderlied über Hunde. Ich pfiß die ersten Töne ...

»Das reicht schon«, sagte Wanji. »Jetzt sei still, und wenn ich mit dem Kopf nicke, pfeifst du das. Und sprich jetzt bloß nicht mit mir. Das würde alles verderben. Nicke einfach, wenn du alles verstanden hast.«

Ich nickte.

Sie schlug die Gabel gegen ihre Hand, und ich konnte sehen, wie die langen Zinken vibrierten. Dann hielt sie mir die Gabel an das Ohr, auf dem ich nichts hörte. Hielt sie einfach nur fest und konzentrierte sich. Schließlich nickte sie.

Ich pfiß.

»In Ordnung«, sagte sie. »Gut. Es ist eingestellt. Pfeif noch mal.«

Ich pfiß.

Um mich herum wurde es auf einen Schlag dunkel, und mein Kopf fühlte sich ganz heiß an. Kurz darauf konnte ich wieder etwas sehen.

»Sehr gut«, sagte Wanji. »Du hast gerade ein Signal gesendet.«

»Warum ist es dunkel geworden?«, fragte ich.

»Der Sender arbeitet mit Lichtstrahlen«, sagte Wanji. »Du konntest nichts sehen, weil die Lichtstrahlen in deinem Kopf das Signal transportierten.«

Meine Kopfschmerzen waren noch schlimmer geworden. Jetzt taten mir nicht nur die Augen weh, auch meine Schläfen pochten. Ich legte die Hand an meine heiße Wange.

Wanji nahm wieder das blaue Päckchen in die Hand. »Nun müssen wir noch rauskriegen, wie das Dritte funktioniert. Es kann dich in eine Art Winterschlaf versetzen.«

Von Winterschlaf wollte ich nichts wissen. »Mir ist übel«, sagte ich.

»Es ist vielleicht auch noch zu früh«, sagte Wanji. »Schlaf noch ein bisschen.«

Mir ging es so schlecht, dass ich gar nicht wusste, ob ich überhaupt einschlafen konnte. Doch Wanji brachte mir noch etwas Tee, und kaum hatte ich ihn ausgetrunken und mich in mein Nest verkrochen, träumte ich bereits.

IV.

Ein Schuss knallte, weit weg, ein trockenes Geräusch. Dann noch einer und noch einer.

Es erschreckte mich, obwohl ich die Gewehre der Läufer seit ihrer Ankunft jede Nacht gehört hatte. Als ich erwachte, hatte ich Fieber, und alles kam mir vor wie ein Traum. Ich war allein in Wanjis Haus. Die Lampe brannte noch, aber ich wusste nicht, ob sie nachgefüllt worden war oder wie lange ich geschlafen hatte. In den langen Nächten der Winterdunkelheit verliert man das Gefühl für die Zeit. Ich stand auf, löschte die Lampe und ging nach draußen.

Am schlimmsten ist die Morgenkälte, wenn man gerade aufgestanden ist. Der Schnee knirschte im Dunkeln. Nichts regte sich, nur das Gebell der Hunde drang von überall her an meine Ohren.

Die Läufer hatten den Platz in der Mitte des Dorfes verlassen, nur noch die Reste des Feuers und die niedergetrampelten Stellen waren zu sehen. Ich glitt mehrmals fast aus, als ich den Platz überquerte. Mein Kopf fühlte sich ganz leicht an, und ich musste sehr genau auf meine Schritte achtgeben, denn ich fühlte meine Beine kaum. Ich musste pinkeln.

Wieder hörte ich Schüsse. Ich wusste nicht, aus welcher Richtung sie kamen, denn ihr Echo wurde von den Gebäuden zurückgeworfen. Es roch nach Rauch, und hinter den Bäumen sah man den schwachen Lichtschein eines Feuers. Es kam aus dem unteren Teil von Sckarline. Zuerst nahm ich an, sie hätten ein Feuer gemacht, doch dann

wurde mir klar, dass die Brennerei in Flammen stand. Ich rannte nach Hause.

Veronique schlief eingerollt in einem Nest aus Decken, von denen einige aus dem Bett meiner Eltern stammten.

»Sie haben die Brennerei angezündet«, sagte ich, und obwohl ich es nicht auf Englisch gesagt hatte, setzte sich Veronique auf und rieb sich die Augen.

»Es ist kalt«, sagte sie.

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte.

Sie saß da, den Kopf in die Hände gestützt.

»Komm mit«, sagte ich. »Wir suchen deinen Lehrer.« Ich zog sie am Arm.

»Wo sind denn alle?«, fragte sie.

»Mein Vater sterben, meine Mutter ist ... wartet mit dem Sterben.«

Sie sah mich stirnrunzelnd an. Mir war klar, dass meine Worte für sie keinen Sinn ergaben. Ich zerrte noch einmal an ihr, und sie stand auf, zog sich stolpernd Jacke und Stiefel an.

Draußen knallten wieder Schüsse. Diesmal näher.

»Schießen sie wieder?«, fragte Veronique.

»Sie haben meinen Vater erschossen«, sagte ich.

»O Gott«, sagte sie und setzte sich wieder auf die Decken. »O Gott.«

Ich zog an ihrem Arm.

»Wie geht es dir?«, fragte sie.

»Beeil dich«, sagte ich. Ich schnürte ein paar Decken zu einem Bündel zusammen, nahm meine Axt und noch ein paar andere Dinge und steckte sie in das Bündel, das ich mir über die Schulter hängte. Ich wusste nicht, was wir tun würden, aber wenn sie Leute erschossen, mussten wir weglaufen. Ich musste jetzt wirklich dringend pinkeln.

Veronique war endlich wach geworden und beeilte sich. Als wir nach draußen gingen und uns die Kälte ins Gesicht schlug, schüttelte sie bibbernd die letzte Müdigkeit ab. Ich sah, wie ihre Schultern in der trügerischen Morgendämmerung des Feuers zuckten.

Leute schlichen eng an den Häusern entlang, wo sich ihre Konturen vor dem schwarzen Holz verloren, und mieden die offenen Plätze. Wir blieben nahe beim Haus stehen, um zu sehen, wer das war. Veronique hielt meinen Arm. Ein Hund lief an der Schule vorbei zu der Stelle, wo das Feuer der Läufer gebrannt hatte, und schnüffelte herum – vielleicht war das die Stelle, wo mein Vater gestorben war.

Ich zog Veronique hinter das Haus. Mein Vater war tot, das Tor zu den Geistern verschlossen. Ich duckte mich tief hinunter, hielt Veronique

weiter fest und rannte auf die Bäume zu. Dort rutschte sie aus, fiel hin und zog mich mit sich. Mit den Füßen voraus schlitterten wir im Schutz der Äste an den Baumstämmen vorbei den Hügel hinab. Unten angekommen blieben wir reglos liegen.

Ich fühlte mich immer noch fiebrig, und alles erschien mir irgendwie unwirklich.

Unter den Bäumen lag Pulverschnee, der an unseren Leggings klebte und sich als Klümpchen in den Falten an meinen Kniekehlen festsetzte.

Soweit wir sehen konnten, war uns niemand gefolgt. Wir standen auf, gingen tiefer in den Wald hinein und stiegen dann wieder den Hügel hinauf, fort von der Brennerei, aber immer noch am Rande der Siedlung. Als ich mich zum Pinkeln zurückziehen wollte, folgte mir Veronique, und wir hockten uns gemeinsam hin. Wir hätten uns davonmachen sollen, aber ich wusste nicht wohin, und die Siedlung ließ mich nicht los. Als wäre ich an einem Seil festgebunden, zog ich einen engen Halbkreis, bis wir oben auf dem Hügel standen. Wir hielten uns zwischen den Bäumen, die oberhalb des Feldes hinter der Schule wuchsen. Am Pferch der Stabros brannte Licht. Läufer standen im Pferch, und die Stabros lagen auf dem Boden. Ein paar von den Männern zogen den Kadavern die Häute ab.

Im Dickicht stolperten wir buchstäblich über Harup.

Er war tot. Gewehrkugeln hatten ihm den Bauch aufgerissen, und seine Augen starrten ins Leere. Im Dunkeln konnte ich nicht erkennen, ob er sich hierhergeschleppt hatte, um zu sterben, oder ob jemand die Leiche hier einfach hingeworfen hatte. Wir waren ihnen zu nahe gekommen.

Ich ging wieder zurück. Veronique stand so starr da wie ein verschreckter Stabros. Und kaum hatte sie den ersten Schritt gemacht, hörte uns der Hund am Pferch und schlug an. Mit aufgestellten Ohren und aufgerolltem Schwanz stand er im Lampenschein. Jetzt bellten auch die anderen und spitzten die Ohren in unsere Richtung. Wir blieben stehen. Die Männer im Pferch starrten in die schwarze Nacht. Zwei griffen nach ihren Flinten und kamen im Dunkeln auf uns zu.

Ich zog mich langsam weiter zurück. Vielleicht stießen sie ja auf Harups Leiche und nahmen dann an, die Hunde hätten deswegen gebellt. Aber sie waren Jäger und würden die Abdrücke unserer Stiefel im Schnee entdecken und uns folgen. Wenn wir wegrannten, würden sie uns hören. Ich war kein Jäger. Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

Langsam wichen wir zurück, Schritt für Schritt, während die Läufer den Lichtschein hinter sich ließen. Sie kamen nicht direkt auf

uns zu, sondern gingen nebeneinander, als schwärmten sie aus. Ich hatte ein Messer und konnte mich hinter den Bäumen verstecken, aber ich wusste, dass ich es mit einem bewaffneten Jäger nicht würde aufnehmen können, und selbst wenn ich es versuchte, würden uns die anderen sicher hören.

Zwischen den Häusern ertönten Schreie.

Die Läufer gingen weiter, doch das Geschrei hörte nicht auf, und dann knallten Schüsse. Ein Läufer blieb stehen, und auch der andere hielt inne. Beide wandten sich um.

Auch die Hunde hatten sich umgedreht und bellten jetzt in die Richtung, aus der die Schreie kamen.

Die Läufer rannten zur Schule.

Wir tauchten tiefer in die Finsternis ein.

An den Häusern leckten Flammen empor. Ich konnte nicht erkennen, wessen Haus brannte. Das Gebäude lag unterhalb der Schule, konnte also unseres sein. Durch die Lücke zwischen der Schule und Wanjis Haus rannten Leute. Die Läufer hoben ihre Gewehre und feuerten. Während sie wieder und wieder schossen, rannten die Schemen – es waren mindestens drei, von denen einer ins Taumeln geriet – über die Felder. Sie kämpften sich durch den hohen Schnee hin zu einer Baumreihe und verschwanden nacheinander im Dickicht.

Mir fiel ein, dass es in dieser Richtung unten am Fluss ein Sommerlager gab, wo wir die Fische trockneten.

Ich zog Veronique weiter, und wir suchten uns vorsichtig einen Weg zwischen den Bäumen.

Im Sommerlager war jemand, und wir blieben erst einmal zwischen den Bäumen, um sicher zu gehen, dass es Leute aus Sckarline waren. Die falsche Morgendämmerung tauchte alles in graues Zwielicht. Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich das Sommerlager noch nie zuvor im Winter gesehen. Die Trockengestelle waren nur noch nackte, von Schnee bedeckte Pfosten, und der Schuppen war fast vollständig unter einer Schneewehe verschwunden. Hier würden wir keinen Schutz finden.

Zwei oder drei Personen hatten Spuren im Schnee hinterlassen. Ich nahm zwar nicht an, dass hier unten Läufer waren – woher sollten sie wissen, wo das Sommerlager überhaupt lag? –, aber ganz sicher war ich mir nicht. Ich wusste nicht mehr, ob ich mich auf meinen Verstand überhaupt noch verlassen konnte.

Veronique beugte sich ganz nah an mein Ohr und flüsterte so leise, dass ich sie kaum verstehen konnte: »Wir müssen zurück.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ian ist noch dort.«

Ian. Ian. Sie meinte ihren Lehrer.

An dem purpurnen Ding, das sie trug, war eine Kapuze, die ich zurückschob, um ihr auch etwas zuzuflüstern: »Nicht jetzt. Wir warten hier.« Ihre braune Ohrmuschel war ganz nah. Wie weiches, dunkles Leder. Gar nicht wie das Ohr eines Menschen. Sie zitterte.

Mir war nicht allzu kalt. Ich hatte immer noch Fieber und fühlte mich so fern von allem, als wäre ich nur halb in dieser Welt. Ich saß da und starrte auf den Schnee in einem braunen Blatt. Mein Kopf war leer, und alles erschien mir gar nicht so schlimm. Ich weiß nicht, wie lange wir so dasaßen.

Jemand kam ins Sommerlager. Es war Sored, einer der Jungen.

Ich nahm Veroniques Arm und zog sie hoch. Ganz steif vom Sitzen schlitterten wir den Hügel hinunter ins Lager. Es tat gut, sich wieder zu bewegen.

Das Sommerlager hatte die Form eines V und ging auf den zugefrorenen Fluss hinaus. Sored war schon wieder weg, als wir unten ankamen, winkte uns jedoch vom Waldrand auf der anderen Seite zu, und wir kletterten hinauf. Veronique rutschte und musste die Hände zu Hilfe nehmen.

Zwei Gestalten saßen an einem kleinen, kaum sichtbaren Feuer. Eine von ihnen war Tuuvin.

»Wo sind die anderen?«, fragte Sored.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. Tuuvin stand auf.

»Und deine Mutter, deine Schwester?«, fragte er.

»Ich war die ganze Nacht bei Wanji«, sagte ich. »Wo ist denn deine Familie?«

»Pa und ich waren heute Morgen mit Harup am Stabros-Pferch«, sagte er.

»Wir haben Harup gefunden«, sagte ich.

»Habt ihr auch Pa gefunden?«, fragte er.

»Nein. Haben sie ihn erschossen?«

»Weiß ich nicht. Aber ich glaube nicht.«

»Wir haben gesehen, dass ein paar Leute über das Feld hinter der Schule gerannt sind. Gut möglich, dass es einen von ihnen erwischt hat.«

Tuuvin sah auf die noch am Feuer kauernde Gerda hinunter. »Von uns wurde keiner getroffen.«

»Seid ihr alle zusammen hergekommen?«

»Nein«, sagte Sored. »Als ich kam, waren Gerda und Tuuvin schon hier.«

Er war hinuntergegangen, um sich das Feuer in der Brennerei anzusehen. Die Läufer hatten ein paar Fässer mitgenommen. Sored wusste nicht, was die Ursache für den Brand gewesen war oder ob

die Läufer ihn versehentlich oder mit Absicht gelegt hatten. Wenn jemand etwas direkt an der Feuerstelle verschüttete, konnte leicht ein Brand entstehen.

Veronique hatte sich zu Gerda an das winzige Feuer gesetzt. »Janna«, fragte sie, »hat irgendjemand Ian gesehen?«

»Habt ihr den Außenweltler-Lehrer gesehen?«, fragte ich.

Niemand hatte ihn gesehen.

»Wir müssen ihn finden«, sagte Veronique.

»In Ordnung«, sagte ich.

»Was hast du mit ihr vor?«, fragte Sored und wies mit seinem Kinn auf Veronique. »Fehlt ihr etwas?«

Sie drückte sich ans Feuer, als wäre sie krank.

»Nein«, sagte ich. »Wir müssen nachsehen, was in Sckarline passiert ist.«

»Ich gehe nicht zurück«, sagte Gerda ohne aufzublicken. Ich kannte sie nicht besonders gut. Sie war alt genug, um Kinder zu bekommen, war aber mit niemandem zusammen und lebte allein. Ihr Clan hatte ihr die Nase aufgeschlitzt, weil sie eine Ehebrecherin war, aber ich hatte nie herausgefunden, ob sie einen Ehemann gehabt hatte oder nicht. Manche Leute kamen nach Sckarline, weil sie nicht mehr bei ihrem alten Clan leben wollten. Einige gingen wieder zurück, aber Gerda war geblieben.

»Ich werde gehen«, sagte Tuuvin.

Sored erklärte, er bliebe – für den Fall, dass noch andere zum Sommerlager kämen. In ein oder zwei Tagen würden sie sich dann nach Westen aufmachen und versuchen, die Winterweiden des Haufdaag-Clans zu erreichen. Sored hatte dort Verwandte.

»Das ist ziemlich weit«, sagte Tuuvin. »Die Toolies wären näher.«

»Hast du dort Verwandte?«, fragte Sored.

Tuuvin nickte.

»Wir gehen nach Sckarline«, sagte ich zu Veronique.

Sie stand auf. »Es ist so verdammt kalt«, sagte sie und irgendwas über ein Ding, das Kaffee hieß. Dann lachte sie und meinte, sie wünsche sich ein Frühstück.

Sored sah mich an. Ich übersetzte nicht, was sie gesagt hatte. Er wandte sich von ihr ab, aber sie bemerkte es nicht.

Wir brauchten den ganzen Morgen und einen Teil des Nachmittags, um zurück nach Sckarline zu gelangen. Das einzig Gute an der Winterdunkelheit war, dass es für die Läufer auch dunkel sein würde.

Tageslicht gab es nur für ein paar Stunden.

Nichts bewegte sich, als wir in Sckarline ankamen. Von hinten sah die Schule ganz okay aus, aber alle anderen Gebäude waren nieder-

gebrannt. Ich stand vor den Überresten unseres Hauses. Verkohlte Baumstämme lagen in der roten Nachmittagssonne. Die Hitze des Feuers hatte den Boden um sie herum in feuchten Schlamm verwandelt.

Tuuvins Haus. Ayudeshs Haus. Wanjis Haus. Vor der Schule lagen Leichen. Pas Leichnam war hinaus in den Schnee geworfen worden. Meiner kleinen Schwester hatten sie den Schädel eingeschlagen. Ma trug keine Hose mehr. Die Fassade der Schule hatte auch gebrannt, aber das Feuer war ausgegangen, bevor das ganze Gebäude zerstört worden war. Hunde schlichen zwischen den Leichen herum, schnüffelten und zerrten am halb gefrorenen Fleisch.

Tuuvin schrie und scheuchte sie weg.

Mas Hüftknochen standen spitz unter der blutigen Haut hervor, und jeder konnte ihre Scham sehen, aber ich musste immer auf ihre nackten Füße starren. Die Fußsohlen waren dunkel. Sie hatte dicke Zehennägel, und die Füße sahen aus wie die einer sehr alten Frau. Als ob Ma genauso alt wie Wanji gewesen wäre.

Ich sah mich um, wollte wissen, wer sonst noch da lag. Wanji erkannte ich an ihrer Haut, obwohl sie kein Gesicht mehr hatte. Veroniques Lehrer war auch da, und sein Gesicht war rot. Durch das Feuer hatte sich die Haut abgeschält, und die Augäpfel waren so weiß wie bei einem geräucherten Fisch. Ayudesh fehlten die Ohren und das Geschlechtsteil. Sie hatten seine Kleider mitgenommen.

Die Hunde schlichen um uns herum, die Augen auf Tuuvin gerichtet.

Er brüllte sie an. Dann kauerte er sich auf den Boden, barg den Kopf in den Armen und weinte.

Ich fühlte rein gar nichts. Noch nicht.

Ich pfiff die Tonfolge, mit der ich Wanji zufolge ein Signal aussandte, und die Welt um mich herum wurde dunkel. So konnte ich zumindest etwas tun und musste wenigstens für einen kurzen Moment nicht auf die nackten Füße meiner Mutter starren.

Der Ort für die Toten aus Sckarline lag auf dem Hügel hinter der Stadt, weit weg vom Fluss, aber ich wusste nicht, wie wir die ganzen Toten ohne Stabros dorthin bringen sollten. Wir hatten auch nichts, was wir ihnen mitgeben konnten. Nichts für die spirituelle Reise, und nicht einmal Decken, um ihre Körper einzuwickeln.

Ich konnte es nicht ertragen, dass meine Mutter halb nackt dalag. Im Schnee lagen viele tote Frauen, aber die meisten von ihnen trugen noch Hosen. Vielleicht war es ja nicht richtig, Ma die Hosen einer anderen zu geben, aber mir fiel im Moment nichts Besseres ein, und so zog ich Maitra die Leggings aus und versuchte, sie Ma anzuzie-

hen. Ich schaffte es nur teilweise – meine Mutter war sehr groß und ihr Körper schon steifgefroren. Ich fasste sie nicht gerne an.

Veronique wollte wissen, was ich da tat, doch selbst wenn mein Englisch ausgereicht hätte, um zu antworten, wäre ich doch zu verlegen gewesen, um es ihr wirklich zu erklären.

Die Haut meiner Mutter war sehr weiß und fühlte sich eigenartig an. Gar nicht mehr wie Haut. Eher wie Plastik. Und auch nicht weich, obwohl es so aussah.

Tuuvin beobachtete mich schweigend. Ich hatte angenommen, er würde mir sagen, ich solle es sein lassen, aber das tat er nicht. Schließlich erklärte er: »Wir können sie nicht an den Ort für die Toten bringen.«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte.

»Ich bin der Einzige, der die Geister anrufen kann«, sagte Tuuvin.

Er war der Mann hier. Ich wusste nicht, ob Tuuvin das schon einmal getan hatte. Darüber redeten sie nicht mit uns Frauen.

»Und ich bestimme, dass dies auch ein Ort der Toten ist«, sagte er.

»Sckarline ist ab jetzt ein Ort der Toten.«

»Also lassen wir sie hier?«, fragte ich.

Er nickte.

Er hatte noch keinen Bart, doch er war alt genug, um schon einmal durch das Geistertor gegangen zu sein. Ich war froh, dass er die Entscheidung getroffen hatte.

Ich suchte die Häuser nach Dingen ab, die wir den Toten mitgeben konnten, aber das meiste war verbrannt. Schließlich fand ich doch noch ein paar Sachen. Die Frau, deren Leggings ich gestohlen hatte, wickelte ich in ein Fell. Ich versuchte es so einzurichten, dass am Ende jeder etwas hatte – eine Stickerei, einen Becher oder irgendetwas anderes, damit niemand völlig ohne Besitztümer war. Es gelang mir, für fast jeden etwas zu finden und außerdem noch genügend Decken für Tuuvins Familie und den Lehrer von Veronique. Bet wickelte ich mit meiner Mutter zusammen ein. Alles, was wir noch brauchen konnten, und je eine Decke behielt ich für Veronique, Tuuvin und mich, den Rest bekamen die Toten.

Tuuvin saß in der ausgebrannten Schule, und ich wusste nicht, ob er dort etwas Spirituelles machte oder nur trauerte, aber ich ließ ihn in Ruhe. Er hielt die Hunde fern. Veronique folgte mir und stöberte auch zwischen dem rußgeschwärzten Holz der Häuser herum. Bald waren unsere Kleider und Handschuhe ganz schwarz, und auch unsere Gesichter hatten schwarze Flecken.

Wir hörten auf, als es zu dunkel wurde, und schlugen unser Lager in der Schule auf. Normalerweise hätte ich es in der Nähe der Toten nicht ausgehalten, aber jetzt waren sie ein Teil von mir geworden.

Tuuvin hatte einen der Hunde getötet, ihm das Fell abgezogen und ihn gekocht. Veronique weinte beim Essen. Nicht so, wie Tuuvin geweint hatte. Sie schluchzte nicht. Über ihr Gesicht rannen stille Tränen der Hilflosigkeit. Als bemerkte sie es nicht einmal.

»Was sollen wir tun?«, fragte sie.

»Zum Toolie-Clan gehen«, sagte Tuuvin.

Ich hatte keine Ahnung, wo die Winterweiden der Toolies waren, und noch weniger wusste ich, wie wir dorthin kommen sollten, und fast hätte ich Tuuvin gefragt, ob er es wusste. Aber ich wollte ihn in seiner neuen Männlichkeit nicht beschämen und ließ es.

»Der Skimmer wird hierher zurückkommen«, sagte Veronique. »Ich muss auf ihn warten.«

»Wir können nicht hierbleiben«, sagte Tuuvin. »Es wird noch dunkler werden, der Winter kommt, und bald scheint gar keine Sonne mehr. Außerdem haben wir keine Tiere. Wir können hier nicht überleben.«

Ich übersetzte, was Tuuvin gesagt hatte, und zeigte dann auf meinen Kopf: »Ich habe etwas hier drin. Ich rufe deine Leute. Wanji hat es mir gegeben.«

Veronique verstand mich nicht und fragte auch nicht nach.

Ich versuchte, nicht an die Hunde zu denken, die zwischen den Toten herumschlichen. Ich versuchte, nicht an das schlechte Wetter zu denken. Ich versuchte, nicht an unser Haus oder an Ma zu denken. Es blieb nicht mehr viel, woran ich denken konnte.

Tuuvin hatte Verwandte beim Toolie-Clan, ich jedoch nicht. Aber wir gehörten zu einer Sippe. Ich fragte mich, ob er wohl immer noch mit mir zusammen sein wollte, wenn wir erst einmal beim Toolie-Clan wären. Vermutlich würde es dort andere Mädchen geben. Neue Mädchen, mit denen er noch nie gesprochen hatte. Einige von ihnen waren sicher hübsch.

Meine Verwandten waren bei den Lagskolds. Ich wusste nicht, wo dieser Clan seine Weiden hatte, aber irgendjemand würde es schon wissen. Wenn es mir beim Toolie-Clan nicht gefiel, konnte ich immer noch dorthin gehen. Ich hatte ein paar von meinen Vettern kennengelernt, als sie den Halbbruder meines Vaters, meinen kleinen Onkel, zu uns gebracht hatten.

»Hör doch«, sagte Tuuvin plötzlich und berührte meinen Arm.

Erst nach einiger Zeit hörte ich auch etwas.

»Was ist?«, fragte Veronique. »Kommen sie zurück?«

»Still«, blaffte Tuuvin sie an, und obwohl sie das Wort nicht verstand, schwieg sie.

Es war ein Skimmer.

Er war noch weit weg. Nachts landeten die Skimmer normalerweise nicht. Sie flogen nicht einmal nachts. Vermutlich war dieser wegen des Signals gekommen.

Tuuvin erhob sich, Veronique rappelte sich ebenfalls auf, und wir gingen zusammen zum Rand des freien Feldes hinter der Schule.

»Hörst du das?«, fragte ich Veronique.

Sie schüttelte den Kopf.

»Hör genau hin!«, sagte ich. Da war es. Nur ein leises Grollen.

»Das ist der Skimmer.«

»Der Skimmer?«, fragte sie. »Der Skimmer kommt? O Gott. O Gott. Wenn wir nur Lichter hätten. Damit wir ihnen zeigen können, dass hier jemand ist.«

»Sag ihr, sie soll still sein«, zischte Tuuvin.

»Ich habe ein Signal gesendet«, sagte ich. »Sie wissen, dass jemand hier ist.«

Ich hätte noch ein zweites Signal senden können, aber Wanji hatte gesagt, einmal täglich, bis sie kämen und uns abholten. Und jetzt waren sie ja da.

Die Hunde fingen an zu bellen.

Schließlich sahen wir die Lichter des Skimmers am Himmel über uns, sonderbare rote und grüne Punkte, wie fallende Sterne.

Veronique hatte aufgehört zu reden und stand völlig regungslos da.

Die Scheinwerfer kamen langsam auf uns zu, wurden größer und heller. Dann sah es so aus, als hätte der Skimmer angehalten, aber die Lichter wurden immer noch heller. Sie mussten sich direkt auf uns zu bewegen.

Plötzlich sahen wir den Skimmer im Licht seiner Scheinwerfer.

Er flog ganz niedrig über uns hinweg, und Veronique schrie: »Hier bin ich! Hier!«

Tuuvin schrie, und ich schrie auch, doch niemand schien uns zu hören. Aber dann wendete der Skimmer doch und flog eine langsame Schleife. Das Geräusch entfernte sich und blieb schließlich in der Luft stehen. Der Skimmer kam wieder auf uns zu, diesmal noch tiefer. Ein rotes Licht blinkte. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Beim dritten Mal fragte ich mich, was sie jetzt tun würden. Doch dieses Mal landeten sie – mit einem so lauten Geräusch, dass mein ganzer Körper vibrierte. Es war ein anderer Skimmer als der, den wir sonst immer sahen. Er war größer, mit einem dicken Bauch als wäre er schwanger. Die rotweiße Maschine setzte sanft auf dem Schnee auf, die Düsen auf den Boden gerichtet, sodass der Schnee unter ihnen schmolz.

Da stand sie nun. Mit blinkenden Scheinwerfern. Die roten Lichter flackerten, die Hunde bellten.

Veronique rannte los.

Die Luke öffnete sich, und ein Mann rief, wir sollten auf irgendetwas achten, aber ich konnte ihn nicht genau verstehen. Veronique blieb stehen, und ich sah ihre schwarze Silhouette im Gegenlicht des Scheinwerfers.

Schließlich sprang ein Mann heraus, dann zwei weitere und zwei Frauen, und alle rannten auf Veronique zu.

Das Licht flackerte zwischen ihren Armen hindurch, während sie gestikulierten, sodass ich nicht mehr hinsehen konnte, weil mir die Augen wehtaten. Auch um uns herum erkannte ich rein gar nichts mehr. Die Scheinwerfer des Skimmers hatten mich nachtblind gemacht.

»Janna!«, rief Veronique. »Tuuvin!« Sie winkte uns zu sich. Und wir traten aus der Dunkelheit in das unbarmherzige Scheinwerferlicht des Skimmers.

Ich konnte nicht verstehen, was die Leute auf Englisch zu mir sagten. Sie stellten Fragen, aber ich schüttelte nur den Kopf. Ich war müde und wollte jetzt endlich weinen.

»Janna«, sagte Veronique. »Du hast sie doch gerufen, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Wie?«

»Wanji gab mir ... in meinem Kopf.« Ich hatte keine Ahnung, wie ich das erklären sollte. Ich zeigte auf mein Ohr.

Eine der Frauen kam zu mir und machte sich an meinem Kopf zu schaffen, als wäre ich ein Stabros, drehte ihn so, dass meine Haare zur Seite glitten und sie in mein Ohr schauen konnte. Ich hörte immer noch nicht richtig gut auf diesem Ohr. Sie fasste mich nicht grob an, aber doch anders, als Menschen normalerweise miteinander umgingen.

Sie redete und nickte, aber ich versuchte gar nicht erst, irgendetwas zu verstehen. Ihre Worte rauschten über uns hinweg wie eine Welle.

Einer der Männer brachte uns etwas zu trinken. Es war heiß, bitter und süß. Die Trinkbecher waren aus Plastik und genauso blau und schön wie die Jacken, die sie alle an hatten. Nur einer der Männer trug eine rote Jacke mit einem blauen Schriftzug. Veronique trank ihren Becher dankbar aus. Ich musste mich dazu zwingen. Etwas so Schwarzes und Bitteres konnte nur Medizin sein. Tuuvin hielt seinen Becher nur in der Hand.

Sie hatten Taschenlampen, und wir gingen alle hinüber zu den Toten. Die Hunde wurden vom Licht vertrieben, blieben am Rand der Dunkelheit stehen oder stahlen sich schuld bewusst davon.

»Janna«, fragte Veronique. »Welcher von ihnen ist Ian? Welcher ist mein Lehrer?«

Ich musste zwischen den Leichen herumgehen. Wir hatten sie alle so gedreht, dass die Köpfe zur Schule und die Füße in Richtung Dorfmitte zeigten. Sie glichen eher Bündeln als Menschen. Im Helmen hätte ich es ihr sofort sagen können, aber so konnte ich nur den Lichtkegeln der Taschenlampen folgen. Zuerst stieß ich auf Harup. Dann fand ich Veroniques Lehrer.

Veronique weinte, und die Frau, die in mein Ohr geschaut hatte, nahm sie in den Arm, als wäre sie ihre Tochter. Da sie aber überhaupt nicht so dunkel wie Veronique war, hielt ich sie nicht für eine Blutsverwandte. Wie wir in Sckarline gehörten die Außenweltler zu einer Sippe, weil sie alle an ein und demselben Ort lebten, und nicht, weil sie miteinander verwandt waren.

Die beiden Männer in den blauen Jacken hoben den Leichnam des Lehrers hoch und trugen ihn unbeholfen über den festen Schnee zum Skimmer. Der Mann, der den Kopf des Lehrers genommen hatte, rutschte aus und fiel hin. Tuuvin übernahm den Kopf und ich die Füße. Der Lehrer hatte keine Stiefel mehr. Seine Füße waren genauso nackt wie die meiner Mutter. Ich hatte ihn in ein Fell gewickelt, aber es war zu kurz, und die Füße schauten heraus. Sie waren kalt und fühlten sich an wie totes Fleisch, nicht mehr wie etwas, das zu einem Menschen gehörte.

Wir trugen ihn direkt zur Luke des Skimmers, und ich konnte hineinschauen. Drinnen war viel Platz. Wie in einer großen Höhle. Im hinteren Teil war es dunkel. Ich war enttäuscht, denn ich hatte geglaubt, dass alles hell erleuchtet sein würde. Es hingen nur wenige Dinge an den kahlen Wänden. Einer der Außenweltler sprang in den Skimmer und war nun gar nicht mehr unbeholfen. Er zog die Leiche nach hinten.

Sie redeten wieder. Tuuvin und ich standen herum. Tuuvins Atem hing wie eine große weiße Wolke im Scheinwerferlicht des Skimmers. Ich stampfte mit den Füßen. Die Scheinwerfer waren zwar hell, aber das war Schwindel. Sie wärmten kein bisschen.

Die Außenweltler wollten wieder zurück zu den Toten, und wir folgten ihnen. »Eure Lehrer?«, fragte Veronique. »Wo sind eure Lehrer?«

Ich hatte mir gemerkt, wo Wanjis Leiche lag. Obwohl sie kein Gesicht mehr hatte, war sie leicht zu erkennen. Ayudeshs nackter Leichnam lag immer noch unter der Decke, in die ich ihn gewickelt hatte. Der Stoff war verbrannt und bedeckte ihn nicht vollständig. Anstelle des Geschlechts glänzte gefrorenes Blut im Schein der Taschenlampen. Vielleicht waren das doch die Hunde gewesen.

Die Außenweltler wollten auch Wanji und Ayudesh zum Skimmer bringen und forderten uns mit einer Handbewegung auf, Ayudesh zum Skimmer zu tragen.

»Warte«, sagte Tuuvin. »Das sollten sie nicht tun.«

Ich hockte mich hin.

»Sie gehörten zu Sckarline«, sagte Tuuvin.

»Ihr Geist ist längst fort«, sagte ich.

»Sie werden nichts bei sich haben«, sagte Tuuvin.

»Wenn die Außenweltler sie mitnehmen, werden sie ihnen bestimmt etwas geben.«

»Sie wollten die Dinge der Außenweltler nicht«, sagte Tuuvin.

»Deshalb waren sie ja hier.«

»Aber wir haben doch gar nichts, was wir ihnen geben könnten. Von den Außenweltlern werden sie sicher irgendetwas bekommen, das ist besser als nichts.«

Tuuvin schüttelte den Kopf. »Harup...«, fing er an und hielt wieder inne. Harup hatte öfter als jeder andere mit den Geistern gesprochen. Er hätte gewusst, was zu tun ist. Aber ich wusste nicht, wie man ihn hätte fragen können, und Tuuvin vermutlich auch nicht. Allerdings war ich mir da nicht ganz sicher. Doch wir hatten keine Trommeln oder irgendetwas anderes, um die Geister zu rufen.

Die Außenweltler starrten uns an.

»In Ordnung«, sagte Tuuvin. Ich stand auf, und wir hoben Ayudeshs Leiche hoch. Die beiden Außenweltler nahmen die Leiche von Wanji. Dann trugen wir die Toten zum Skimmer.

Ein Hund folgte uns im Dunkeln.

Der Mann in der roten Jacke kletterte hinauf und ging zum vorderen Teil des Skimmers. Dort standen Stühle; er setzte sich und sprach mit jemandem über Funk. Ich konnte mich nicht mehr an das englische Wort für Funkgerät erinnern. Ayudesh hatte eines gehabt. Als es kaputtging, hatte er sich kein Neues besorgt.

In meinem Kopf jagten die Gedanken einander.

Die Außenweltler legten die Leichen neben den Körper von Veroniques Lehrer. Tuuvin und ich standen vor der Luke und beugten uns vor, um zuzuschauen. Der Boden des Skimmers war aus Metall.

Einer der Blaujacken brachte uns zwei kleine Decken. Sie waren genauso blau wie seine Jacke und trugen ein rotes Symbol – einen Kreis mit einer Inschrift. Ich achtete nicht auf das, was da stand. Er gab uns auch in Folie eingeschweißte Päckchen. Jedem Fünf. Zehn insgesamt.

»Essen«, sagte er und zeigte auf die Päckchen.

Ich nickte. »Essen.«

»Haben sie auch Gewehre?«, fragte Tuuvin schroff.

»Gewehre«, fragte ich. »Haben Sie Gewehre?«

»Keine Gewehre«, sagte die Blaujacke. »Keine Gewehre.«

Mir war nicht klar, ob wir in den Skimmer steigen sollten, oder ob die Geschenke Abschiedsgeschenke waren. Veronique kam zu uns herüber und setzte sich in den Ausstieg. Sie umarmte mich. »Danke, Janna«, sagte sie. »Vielen Dank.«

Dann stand sie wieder auf.

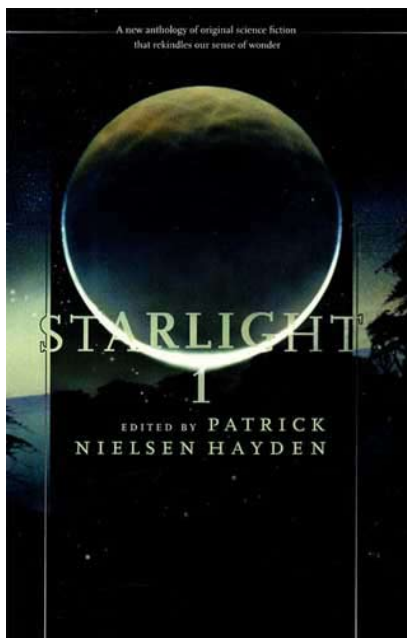
»Zurück, zurück«, sagte die Rotjacke und scheuchte uns fort.

Als wir weit genug weg waren, heulten die Antriebsdüsen des Skimmers auf, und die Erde unter ihnen dampfte. Der Skimmer hob ab, die Düsen schwenkten in die Waagerechte, und er flog davon. Erst langsam und schwerfällig, dann schneller und schneller. Höher und höher.

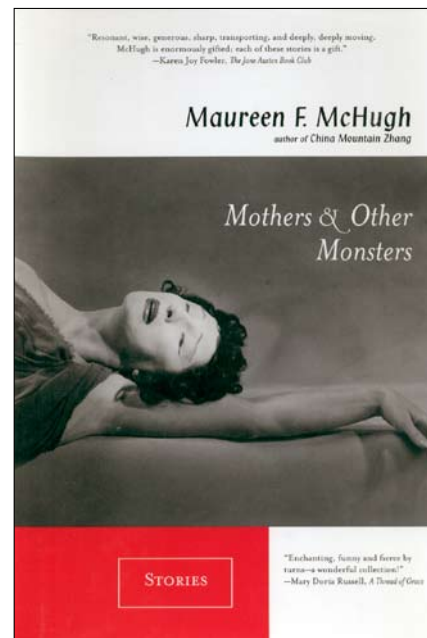
Wir blieben blinzelnd in der Dunkelheit zurück, die Geschenke in den Händen.

Maureen F. McHugh, Jahrgang 1959, ist die Autorin von vier Romanen, darunter ihr preisgekrönter Erstling *China Mountain Zhang* (1992; dt. *ABC Zhang*), und zahlreicher Erzählungen (gesammelt in *Mothers & Other Monsters* [2005]). Die vorliegende Novelle wurde von Gardner Dozois in den zweiten Band seiner »Best of the Best«-Anthologie aufgenommen, der die besten längeren SF-Erzählungen aus 20 Jahren enthält.

»The Cost to Be Wise«
Deutsche Erstveröffentlichung
Erstdruck in *Starlight 1*
(hrsg. von Patrick Nielsen Hayden [New York: TOR Books, 1996])
© 2010 by Maureen F. McHugh
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin
© der Übersetzung 2010 by Nora Lachmann
(die Übersetzung folgt dem Abdruck in *Mothers & Other Monsters*
[Northampton: Small Beer Press, 2005])



Der erste Band der Anthologien-Reihe STARLIGHT, in dem »Der Preis der Wahrheit« erstmals erschienen ist.



Mothers & Other Monsters, ein Sammelband mit den besten Erzählungen von Maureen F. McHugh.

Impressum

GOLKONDA GAZETTE

Ausgabe 1 | April 2010

Redaktion (V.i.S.d.P.): Hannes Riffel

Lektorat: Andy Hahnemann

Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

Satz: Hardy Kettlitz

Korrektur: Hannah Otto

GOLKONDA VERLAG

Hannes Riffel | Charlottenstraße 36 | D-12683 Berlin

www.golkonda-verlag.de | golkonda@gmx.de

Alle Rechte vorbehalten

Die GOLKONDA GAZETTE erscheint in unregelmäßigen Abständen, informiert über unser Verlagsprogramm und bringt darüber hinaus Erzählungen und Essays. Über unverlangt eingesandte Manuskriptsendungen kann keine Korrespondenz geführt werden.